917.3
Sp4t

Tagebuchblätter

von einer

Studienreise nach Nord-Amerika

von

Else Spiller

Verlag: Schweizerischer Verband „Volksdienst"
(Soldatenwohl / Arbeiterwohl)
Kilchberg-Zürich

Tagebuchblätter

von einer

Studienreise nach Nord-Amerika

von

Else Spiller

Verlag: Schweizerischer Verband „Volksdienst"
(Soldatenwohl / Arbeiterwohl)
Kilchberg-Zürich

917.3
Sp4t

19 Jan. 49 Bibliothek

29. August 1919.

Auf hoher See.

Es kommt mir wie ein wunderschöner Traum vor, daß ich heute auf dem Promenadedeck eines Amerika-Dampfers sitze, und ich weiß kaum recht, wie ich mit der Niederschrift der mannigfachen Eindrücke der letzten Tage beginnen soll.

Was ich seit meinen Kindheitstagen sehnlichst wünschte, eine Amerika-Reise, das wurde mir beinahe über Nacht beschert. Die von einem Initiativ-Komitee in Bern ausgegangene Idee einer wirtschaftlichen Studienreise nach Nordamerika bot dem Schweizer Verband Soldatenwohl Gelegenheit, mir den Auftrag zu erteilen, die Fahrt mitzumachen, um neue Eindrücke und Ideen für die Zukunftsarbeit auf dem Gebiete der Arbeiterwohlfahrt und Wirtschaftsreform zu sammeln. Zu meiner Freude schloß sich auf eigene Rechnung auch meine Sekretärin, Fräulein Marie Louise Wild, der Amerikafahrt an.

Programmäßig lief am 27. August 1919, morgens 8 Uhr, der Extrazug mit den Mitgliedern (215 Herren und 8 Damen) der „Schweizer. Studienreise nach Nordamerika" aus dem Berner Bahnhof. Viele der Herren hatten sich noch von ihren Frauen oder Bräuten begleiten lassen, daher flossen

die Tränen beim Abschied der Amerikareisenden reichlicher, als die zwei- bis dreimonatliche Abwesenheit eigentlich wert war. Immerhin wußte niemand von uns, ob wir das Bild des stolzen Bern noch einmal in uns aufnehmen können.

Die schweizerische Zollrevision des Handgepäcks verlief sehr gut. Auch das Ausfahrtsvisum wurde für uns bequem gemacht, indem sich die Beamten einige Stationen vor der Grenze im Zuge einfanden und die Pässe hier abstempelten. Weniger erfreulich war das französische Zollvisum in Pontarlier. Die ganze Gesellschaft mußte sich in einem ungemütlichen Raume versammeln, dort das Gepäck öffnen und die Pässe visieren lassen. Die Herren Franzosen sahen aber offenbar rasch ein, daß das eine langweilige Geschichte war, so wurden die Pässe von Herrn Dr. Welti, dem Sekretär der Swiß Mission, eingesammelt und das Visum im ganzen gegeben.

Unter strömendem Regen fuhr unser Extrazug weiter nach Frankreich hinein. In Pontarlier sind internationale Speisewagen angefügt worden und wir konnten in zwei Gruppen im Zuge verpflegt werden. Das Essen war vorzüglich. Offenbar hat Frankreich genug Lebensmittel. Die Speisewagengesellschaft erlebte die nicht kleine Ueberraschung, daß ihr Weinvorrat vollständig ausgetrunken wurde. Man hat es gespürt, daß die Schweizer gerne pokulieren, trotz der von Regierungsrat Tschumi den Teilnehmern mitgegebenen Verhaltungsmaßregeln, in denen Paragraph 6 darauf hinweist, die Schweizer sollen m ä ß i g leben!

Die Grenzabschnitte Frankreichs sind ähnlich wie die unsrigen, sie besitzen nicht gerade landschaftliche Schönheit. Ge-

strüpp, kleinere Flüsse, Weiden vereinigen sich zu einem eigenartigen, etwas melancholischen Bilde. Je weiter man aber fährt, umsomehr fesseln uns die Flußbilder. Straßen und Flüsse sind sehr oft mit Pappeln und Weidenalleen berandet, mächtige Parks reden von der Liebe des Volkes zu Baumschlägen.

Etwas trostlos muten uns die oft kahlen Wohnstätten an. Die Häuschen besitzen nur wenig Fenster, sind außerordentlich schmucklos, oft ohne jede Tünche, oder, wenn solche vorhanden sind, grau und unansehnlich. Die Dörfer, die an uns vorüberhuschten, machen einen primitiven Eindruck. Es fehlt ihnen jegliche Architektur. Sie sind lediglich gebaut worden, um Unterschlupf zu bieten. Es scheint uns doch recht verwunderlich, daß die Franzosen, ungeachtet ihres hohen Kunstsinnes, die Wohnstätten der unteren Schichten so primitiv gestalten.

Der Bahnlinie entlang fanden sich häufig leere Konservenbüchsen, da und dort tauchte ein zusammengestürztes Haus auf, mit Unkraut überwuchert, es gibt sich niemand Mühe, aufzuräumen.

Nach Dijon kommen links und rechts „Camps" — Baracken —, in denen Gefangene hausen, oder die den zurückkehrenden Truppen zum Aufenthalt dienen müssen. Die Gefangenenlager sind leicht an den hohen Drahtzäunen zu erkennen; unser Herz füllt sich angesichts dieser Zäune mit Schmerz und Mitleid. Wie muß es diesen armen Kerlen zumute sein, die wie das liebe Vieh jahrelang hinter Gittern in einfachen Baracken hausen müssen!

Als unser Zug in Dijon hielt, standen auf dem Nebengeleise einige dicht gefüllte Personenzüge, die erkennen lassen, wie primitiv die Leute in Frankreich jetzt rei-

sen müssen. Zusammengeschlagene Fenster, enge Kupees und Massen von Fahrgästen lassen jeden Komfort schwinden. Wir fühlen uns in unseren schönen S. B. B.-Wagen daher doppelt glücklich.

Auf allen Bahnhöfen sehen wir deutsche Eisenbahnwagen, die wohl zu dem Eisenbahnmaterial gehören, das Deutschland an Frankreich abliefern mußte. Oft lasen wir noch die deutschen Aufschriften „Königl. Bayer. Staatseisenbahn" u. a. Je mehr wir gegen Paris kommen, desto fruchtbarer und schöner wurden die Felder, da und dort taucht ein Schloß inmitten großer Parkanlagen auf. Auffallend ist der große Menschenmangel. Stundenlang kann man fahren, ohne daß man auf den Feldern Menschen sieht. Wie muß dieses Land durch den Krieg gelitten haben!

Für Paris schreibt das Programm drei Stunden Aufenthalt vor. Es wurde uns nicht erlaubt, aus dem Bahnhof hinauszugehen. Wir fanden genügend Zeit, einige Postkarten zu schreiben. Dann fuhren wir mit einer Gürtelbahn an den Nordbahnhof und von dort mit einer Stunde Verspätung, d. h. um 12 Uhr nachts, nach Boulogne. Allseitig richtete man sich zum schlafen ein. Unsere Coupégenossen hatten uns versprochen, sie wollten uns während der Nacht allein lassen. Da wurde in letzter Stunde, d. h. in Paris, uns noch eine Dame mit einem zweijährigen Kinde ins Coupé geführt. Zuerst waren wir gar nicht zufrieden. Aber wir schickten uns rasch ins Unvermeidliche und das kleine Mädchen versöhnte uns ganz, indem es während der ganzen Nacht fest schlief.

Unsere Coupégenossen, wovon der eine, Herr Sch., über eine außerordentliche Länge verfügt, richteten sich im Gang vor dem Coupé häuslich ein. Es war ein klei-

neres, gymnastisches Kunststück, während der Nacht den Weg über diese langen Beine hinüberzufinden, wenn man aus dem heißen, geschlossenen Raum hinaus und etwas Luft schöpfen wollte! Gut, daß niemand seekrank wurde auf der Reise!

Morgens 5 Uhr, als der Horizont rot schimmerte, begann man, sich wieder zurechtzumachen. Trotz dem unbequemen Nachtlager waren wir erfrischt und konnten uns der interessanten Aussicht zuwenden. Wir kamen dem Kriegsgebiet immer näher. Den Linien entlang sah man große Depots ausrangierter Lastautos, provisorische Telephonleitungen und Eisenbahnen und endlose „Camps". Rechts der Linie interessierte uns vor allem eine amerikanische Barackenstadt. Ein Teil dieser Baracken ist ja bekanntlich in der Schweiz hergestellt worden. Ich erinnere mich lebhaft der Klagen unserer Schweizer Soldaten, daß man die schönen Baracken ins Ausland schicke und sie selbst schlecht unterbringe. Ich glaube, wenn die Soldaten diese Barackenstädte sehen würden, verginge ihnen sicher die Lust, für ihre eigenen Kantonnemente das gleiche zu wünschen. Es hausen jedenfalls noch Wachen in den Lagern, denn da und dort steigen Rauchwölklein in den Morgenhimmel hinauf.

Etwas vor Boulogne sahen wir einen Massenfriedhof für die gefallenen Soldaten.

Zirka um 7 Uhr kamen wir in Boulogne an, nahmen unser Gepäck an die Hand und begaben uns ins Hotel du Louvre, um zu frühstücken. Der Kaffee dort war miserabel, Brot und Butter dagegen gut. Schon im Speisewagen, und hier natürlich wiederum, fiel uns das sehr weiße Brot auf, das in mächtigen Stücken serviert wurde. Unwillkürlich tasteten wir nach den Brot-

marken, die wir hier ja gottlob nicht brauchten.

Die Verschiffung verzögerte sich, weil unser Gepäck erst verladen werden mußte und außerdem die Visierung der 220 Pässe erst noch viel Zeit in Anspruch nahm.

Einer der Herren hätte beinahe zurückbleiben müssen, weil in seinem Paß das richtige, französische Visum fehlte. Glücklicherweise aber konnte die Sache noch in Ordnung gebracht werden, aber es zeigte uns, wie vorsichtig man in diesen Paßangelegenheiten sein muß.

Wir benutzten die Zeit des Wartens zu einem Streifzug an den Hafen und ergötzten uns an den mächtigen Ladungen von Fischen, die einfach auf große, auf den Boden gebreitete Tücher auf Haufen geschüttet wurden. Der Fischmarkt bietet ein ungemein malerisches Bild mit seinen derben Fischergestalten, die breitspurig, mit weiten Hosen und wasserdichten, roten Jacken herumstehen. Angenehm aufgefallen sind uns die hochgewachsenen, herben Frauengestalten, die, dunkel gekleidet, mit weiten, flatternden Schürzen zur Arbeit gingen oder sich auf dem Fischmarkt dienstbar machten. Sie trugen alle weitgefaltete Röcke und schwere Blusen, in der Taille festgeschnürt. Ein kurzes, rundgeschnittenes Schößchen bildete den Schluß der fast immer schwarzen Jacken. Die Frauen sehen in dieser Tracht sehr gut aus, trotzdem sie von großer Schlichtheit ist; Wind und Regen haben dem dunkelblonden Haar meist einen rötlichen Schimmer verliehen, der zu den dunkelblauen, großen Augen einen starken Kontrast bildet. Die jüngeren Männer, die wir dort auf dem Fischmarkt sahen, fielen uns durch die ebenmäßig geschnittenen Ge-

sichtszüge auf. Es muß hier ein schönes Volk leben, wenn schon die Arbeiter der untersten Schichten so gut aussehen.

Weniger angenehm haben wir es empfunden, daß wir auch hier die gewohnte Großstadtjugend in all ihrem Schmutz und ihrer Zerrissenheit wieder vorfanden. Eine kleine Zeitungsverkäuferin hat die gute Konjunktur für Postkartenabsatz gleich herausgemerkt und Karten en Masse verkauft. War ihr Vorrat fertig, so sandte sie ihre Schwester sofort zu einem benachbarten Laden, um neuen Vorrat zu holen und im Verkauf ungestört weiterfahren zu können.

Boulogne wimmelte von amerikanischen und englischen Soldaten, unter denen die hübsch militärisch gekleideten „girls" (junge Mädchen) sehr angenehm sich bemerkbar machten. Mit elastischen Schritten eilten sie zu ihren Arbeitsstätten und reagierten nicht auf die Späße der französischen Jugend, die die „Misses" gerne neckten.

Wir haben in Boulogne nur ganz vereinzelte, französische Soldaten gesehen. Die Khakiuniform der Amerikaner und Engländer herrschte vor. Die Soldaten und Offiziere sehen übrigens schneidig aus mit ihrer flotten, selbstbewußten Haltung. Wir hatten Gelegenheit, ein Schiff, das soeben mit hunderten von englischen Soldaten in See stach, abfahren zu sehen. Die „Boys" waren sehr vergnügt. Gleich darauf lief ein anderes Schiff, wiederum gefüllt mit jungen Jahrgängen von englischen Soldaten, ein. Dem Vernehmen nach, sollen diese sich für 12 Jahre für Indien verpflichtet haben. Fröhlicher Gesang herrschte auf dem Schiff, das am Pier anlegte.

Endlich kam, nach langem Warten bis mittags, die „Holland", um uns zum großen, zweikaminigen Steamer „Rotter-

dam", der vor dem Hafen ankerte, zu führen. Ein eigentümliches Gefühl kroch in uns auf, als unser Fuß den Boden Europas verließ. Leider hatte das Wetter umgeschlagen. Platzregen und Sonnenschein wechselten ab, immerhin herrschte die graue Färbung vor.

Endlich, am 28. August 1919, um 1 Uhr mittags, betraten wir den schwimmenden Palast „Rotterdam". Es ist der größte Dampfer der Holland-Amerika-Linie, faßt zirka 24,000 Tonnen und ist wunderbar schön ausstaffiert. Wir machten es uns in der hübschen Kabine, die nun für 8 Tage unsere Heimat sein soll, bequem. Zwei übereinanderliegende Betten, ein aufklappbarer Waschtisch, ein tiefer, schmaler Kasten und ein breites Kanapee füllen den Raum ziemlich, der mit Teppichen belegt ist. Die Farbe ist in dunklem Mahagoniholz gehalten und verleiht dem Raum den Reiz gemütlicher Behaglichkeit.

Die verschiedenen Gesellschaftsräume sind von ausgewählter Eleganz. Der Speisesaal mit seinen Dutzenden von rot verhängten Lampen (auf jedem Tisch zwei bis drei) sieht wunderschön aus. Wir Schweizer fühlen uns außerordentlich behaglich, sind aber die reichen Menus noch nicht gewohnt. Man fühlt sich ins Schlaraffenland versetzt, wenn man weiß, daß man nur zu wünschen braucht und gleich Dutzende von dienstwilligen Händen bereit sind, diese Wünsche in die Tat umzusetzen. Die Menus sind so reich gehalten, daß es eines tüchtigen Bärenhungers bedarf, um sich durch den Berg guter Sachen durchzuessen. Vor allem sind wir vom Frühstück entzückt, das uns Fisch, Schinken, Eier, Früchte, Butter, Konfitüre und andere Herrlichkeiten auf den Tisch bringt. Alle Mitglieder der Studienreise genießen

denn auch das herrliche Leben. Da das Schiff bis heute nur langsam gefahren ist, hat die Seekrankheit noch nicht viel Opfer gefordert. Während ich diese Zeilen schreibe, liegen wir vor Plymouth und können nicht weiter, weil die Passagiere, die von London kommen, noch nicht da sind.

Gestern abend sind wir im Vestibule des Schiffes, das aber im Gegensatz zu einem Hotel, statt unten, sich zu oberst im Schiffe befindet, zusammengesessen. Einige Herren besprachen mit mir die Arbeitsverhältnisse aus den verschiedenen Orten und es kamen recht interessante Ansichten zur Diskussion. Darüber sind wir uns alle klar, daß das persönliche Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein ganz anderes werden müsse. In großen Betrieben, in denen Tausende von Arbeitern angestellt sind, geht der Kontakt zwischen Prinzipal und Untergebenen vollständig verloren. Dadurch werden die einzelnen Arbeiter, anfänglich wohl unbewußt, aber je länger je mehr bewußt, dem Geschäft entfremdet. Es verbindet sie kein persönliches Band mit dem Hause mehr, dem sie dienen, und sie haben keine Geschäftsinteressen mehr. Je größer aber die Entfremdung wird, desto mehr sind die Arbeiter der Verhetzung zugänglich, umsomehr, weil sie dann Recht und Unrecht, Wahres und Unwahres mangels genauer Kenntnis der Verhältnisse vermischen.

Einer der Herren erzählte, daß seine Firma beabsichtige, das große Etablissement (eine Maschinenfabrik) in kleinere Betriebe umzuwandeln, sodaß der führende Betriebsleiter imstande ist, die einzelnen Arbeiter zu kennen und ihnen persönlich näher zu kommen. Meinerseits betone ich, daß die Wohnfrage außerordentlich

wichtig sei, weil Arbeiter, die nichts ihr eigen nennen, unmöglich Vaterlandsliebe haben können. Der Arbeiter muß wieder mehr seßhaft werden, damit er auch mehr Freude an seiner Arbeit bekommt. Die Arbeit darf nicht ein „Muß" sein, sondern für die ganze Menschheit zu einer freudig erfüllten Pflicht werden.

Wir wollen versuchen, in Amerika diese Fragen zu studieren, wie sich der Arbeiter zum Arbeitgeber stellt.

Auf Deck.

Der Hauptaufenthaltsraum der Passagiere scheint das Promenadendeck zu sein, wo sie auf Liegestühlen des Schiffes lang ausgestreckt liegen, in Decken gehüllt, und sich an dem Wellengekräusel des Meeres freuen. „Sich nicht bewegen" heißt die Parole der Sachverständigen betreffs Seekrankheit, und in der Tat sieht man einige Herren wie marode Fliegen daliegen, man wird mit vorsichtigem Abwinken empfangen, wenn man sich ihnen freundlich nähern will, um nach ihrem Befinden zu fragen. Sie haben Angst, den Fischlein opfern zu müssen.

Die frische Meerluft weht um unsere Nasen, streut im Vorübergehen Salz auf unsere Kleider, sodaß alles, was wir anfühlen, klebrig und naß wird.

Während wir dies schreiben im wunderschönen „Social-room", auf gut deutsch „Gesellschaftszimmer", kommt die Sonne und bestrahlt die glänzenden Messinggeländer, die auf Deck führen.

Die Orientierung auf dem Schiff ist nicht leicht. So habe ich vorhin zehn Minuten lang das Gesellschaftszimmer gesucht und bin offenbar immer darum herumgelaufen.

Die Erstklaßpassagiere sind natürlich

weit besser untergebracht als die Zweitklaßpassagiere, haben mehr Raum zur Bewegung, elegantere Gesellschaftsräume und größere Kabinen. Allerdings ist der Preisunterschied ja auch sehr beträchtlich.

Auf „Rotterdam".

31. August 1919.

Während der Steamer vor Plymouth lag, fühlten wir uns alle sehr glücklich, weil da die Seekrankheit uns nichts anhaben konnte. Zwölf Stunden verlor der Dampfer mit Warten. Am Abend des 29. ds. jedoch ging es weiter. Statt des erhofften Sonnenscheines erhob sich Wind, vermischt mit Regen. Die Wellen gingen höher und höher, was einige von uns sehr zu spüren bekamen. Krampfhaft suchte man der Seekrankheit Herr zu werden. Die einen stürmten im Laufschritt auf der Deckpromenade umher, die andern hüllten sich in weiche Tücher und streckten sich auf Liegestühlen aus, getreu dem Vorsatze, sich möglichst wenig zu rühren. Dessenungeachtet wurde der eine oder andere blasser und blasser und suchte eiligst den Weg nach der Kabine, wo dann das Opfer an Gott Neptun in aller Stille geleistet wurde.

Mir ging es glücklicherweise besser, ich setzte meine Promenade bis an den äußersten Bug des Schiffes fort, wo mich allerdings die Herren festhalten mußten, damit der Wind meine etwas zu klein geratene Gestalt nicht mit sich fortnahm. Es war herrlich, den Wind sich so um die Nase blasen zu lassen! Der stolze Dampfer nahm ruhig seinen Kurs durch die wogenden Wellen, Amerika zu. Welch' ein Gedanke! Inmitten dieser Welt von Wasser und Luft ein schwimmender Palast mit zirka 5000 Menschen an Bord.

Verschiedene Passagiere, die ihrer Gesundheit nicht mehr recht trauten, ließen das Nachtessen auf Deck kommen. Es war wirklich ein Wagnis, in den warmen Speisesaal zu gehen. Man sah dann auch während des Diners einige Gestalten den Ausgang suchen und die Tische wiesen zahlreiche Lücken auf. Die Stewards lachten nur und trösteten, das Meer könne noch viel höher gehen als heute!

Es ist ein eigentümliches Gefühl, wenn man immer wieder glaubt, der Fußboden komme einem entgegen, oder die Treppen gingen ganz andere Wege als wir. Dazu haben die armen Seekranken noch den Spott der anderen, Glücklicheren, zu gewärtigen!

Wir würden es sehr bedauern, wenn die Seekrankheit auch uns erreichen würde, denn da könnten wir ja die herrlichen Menus nicht mehr durchessen! Es hält ja jetzt schon schwer, nur mit der Hälfte der Platten fertig zu werden.

Die Küche ist offenbar für Riesen-Appetit eingerichtet. Die Tisch-Stewards sind außerordentlich dienstwillig und jedenfalls recht erstaunt, daß wir von all' den guten Dingen nicht mehr bestellen.

Heute morgen haben wir eine der amerikanischen Rotkreuzdamen angesprochen, um uns über ihre Arbeit im Kriege zu orientieren. Es ist eine ganze Gruppe des American Red Croß an Bord. Die Damen sehen in ihren grauen oder khakifarbenen Uniformen sehr smart aus. Kluge und gütige Gesichter sind uns ein Beweis, daß es sich hier nicht um Dilettanten, sondern um Frauen handelt, welche fest anpacken. Die Dame, eine sehr feine, liebenswürdige Lady, gab uns dann auch bereitwillig Auskunft. Sie rief noch einen Offizier herbei, der uns die Organisa-

tion der amerikanischen Soldatenfürsorge auseinandersetzte.

Der Sonntag auf dem Schiff wurde mit einem Gottesdienst gefeiert. Der wunderbar schöne Social-room wurde als Versammlungslokal benutzt. Einer der Musiker spielte Harmonium, und nach den verschiedenen gemeinsamen Gesängen und Gebeten sang Amerikas berühmteste Sängerin, Frau Schumann-Heink, das „Misere". Eine wunderbar feierliche Stimmung bemächtigte sich der Gesellschaft. Einer der Pfarrer empfahl die verschiedenen Fürstlichkeiten der anwesenden Nationen der Obhut Gottes, und wir betrachteten es als eine besondere Liebenswürdigkeit, daß er auch den Bundespräsidenten der Schweiz in sein Gebet einschloß. Der englische Pfarrer hatte die Vergebung der Sünden durch das Blut Jesu zum Gegenstand seiner Predigt gewählt und behandelte es vom Standpunkt des Methodisten-Pfarrers aus. Diese Kirche hält die Doktrin aufrecht, daß nur das Blut Jesu die Menschen vor Sünden erretten könne, und sie vermeiden keine Gelegenheit, die Dreifaltigkeit zu betonen. Die Grundprinzipien dieser Lehre sind von denen unserer Landeskirche entfernt, doch kennen wir sie von der Heilsarmee und den Methodisten. Er setzte auseinander, was er unter einem Christen verstehe und kam zum Schlusse auf die Forderung der Annahme des Blutes Jesu.

Während des Gottesdienstes wurde für eine holländische Mission gesammelt. Es wurde reichlich gegeben. Solch improvisierte Gottesdienste in einem besonderen Raum verfehlen gewöhnlich ihre Wirkung nicht, und auch uns werden die Morgenstunden des 31. August stets in lebhafter, freundlicher Erinnerung bleiben.

Auf „Rotterdam".

4. Sept. 1919.

Einige recht unheimliche Stunden liegen hinter uns. Am 2. September zogen sich bedrohliche Wolken am Himmel zusammen und der Marconi-Mann auf dem Sundeck meldete Sturm in Sicht. Der kam denn auch, und zwar in einer Weise, daß er nicht nur schlaflose Stunden, sondern auch wahre Leibesqualen bereitete. Während des Nachmittags ging es noch an. Man konnte sich mit Plaudern oder Spielen beschäftigen und hatte keine Zeit, an die Seekrankheit zu denken. Aber nach dem Nachtessen wurden die Bewegungen des Schiffes stärker, sodaß schon die Abendmahlzeit von uns gekürzt werden mußte. Der Sturm heulte mit furchtbarer Macht um das Schiff. Alle Fugen krachten und ächzten, das Boot legte sich links und rechts und schien sich sogar im Kreise zu drehen. Wir wurden in unseren Kisten, d. h. Betten umhergeworfen, es konnte nicht anders sein, als daß man dann und wann während der Nacht an Gefahr dachte. Wie würde es sein, wenn plötzlich ein Maschinendefekt entstünde und wir die Rettungsschiffe aufsuchen müßten? In jeder Kabine steht zum Glück die Nummer des Rettungsschiffes, zu dem man gehört. Doch würden die verhältnismäßig kleinen Boote ja rasch zertrümmert werden.

Gottlob kam es nicht so weit, unser stattliches Schiff hielt tapfer stand. Dagegen spürten die meisten Passagiere am Morgen den Sturm in ihren Gliedern, oder besser gesagt in ihrem Magen. Man getraute sich nicht recht auf, und wer es tat, sah bald das Nutzlose seines Tuns ein und legte sich wieder nieder. Viele schenkten der Schiffahrtsgesellschaft Früh-

stück und Lunch. Erst am Nachmittag erschienen die meisten wieder auf der Bildfläche. So auch wir. Der Liegestuhl auf dem Promenadendeck war uns allen recht lieb. Man machte so wenig Bewegungen wie möglich. Dafür hatte man Gelegenheit, die verschiedenen Typen der Schiffsgesellschaft, die an uns vorbeizirkulierten, zu studieren und zu bewundern.

„Rotterdam", Sonntag, 7. Sept.

Entgegen unserem Programm befinden wir uns heute noch auf dem Steamer „Rotterdam", der infolge schlechter Witterung und schlechter Kohlen einige Tage verloren hat. Wir hätten am Freitag Abend oder am Samstag in Newyork ankommen sollen, sehen aber heute, am Sonntag Morgen, noch kein Land. Wir sehnen uns, wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen; so wunderschön das Leben auf einem großen Ozeandampfer auch ist, auf die Dauer hält man es hier kaum aus. Wir hatten allerdings ziemlich starken Seegang, daher war der Gesundheitszustand nicht sehr gut. Wenn es auch zu einer eigentlichen Seekrankheit nicht kam, fühlte man sich — wohl die meisten von uns — nie recht wohl. Der Kopf war benommen, Appetit nicht glänzend, trotz der ausgezeichneten Küche. Das Einerlei des Menus, das Fehlen von frischem Gemüse mit Ausnahme von Salat, mag ja auch etwas beitragen. Der Salzgeruch, der sich in alle Kleider und Räume stiehlt, wirkt auf die Dauer sehr unangenehm. Alles, was man in die Hände nimmt, ist lumpig und unansehnlich, was besonders an den Kleidern sehr unangenehm wirkt. Die „Rotterdam" ist eines der größten gebauten Schiffe und nicht für Rekord-Schnelligkeit gedacht, daher haben wir auch eine so verhältnis-

mäßig lange Reisedauer. Andere Ozean-Steamer fahren in 6 bis 8 Tagen hinüber, dafür werden die Schiffe mehr schaukeln und die Fahrt unangenehmer werden. Ich weiß nicht, was ich vorziehen würde, eine ausgesprochene Seekrankheit, oder tagelanges Unbehaglichsein.

Wir füllen unsere Tage, so gut wir können, aus. Vorgestern und gestern hatten wir die ersten wirklich schönen Tage, die See lag wunderbar blau und die Sonne funkelte auf dem Wasser und lockte alles Lebendige aus den Kabinen und dem Schiffsinnern heraus. Die Deckspiele kamen in Gang und männiglich freute sich, wieder einmal Sonne und Licht zu haben und frisches Leben durch die Adern rollen zu spüren. So müßte die Reise wunderbar sein, wenn das Meer wie ein blaues, unendliches Seidentuch bis zum Horizont sich ausstreckt und nur leichtes Wellengekräusel sich regt. Wir haben nun allerdings alles erleben können: Regen und Sonnenschein, Sturm und Frieden. Wie die Schiffsleute sagen, sind wir hart an einem Cyklon vorübergekommen, dessen Ausläufer wir in der Nacht vom 2. auf den 3. September noch zu spüren bekamen. Es ist doch manchmal gut, wenn man nicht weiß, wie nahe die Gefahr ist.

Am Freitag Abend gab Frau Schumann-Heink im Social-room ein Konzert, zu dem ein improvisierter Chor aus der Swiß Mission zwei Lieder vortrug. Man sah dem Konzert unserseits mit sehr gemischten Gefühlen entgegen, denn wir konnten unsere Lieder nur deutsch vortragen, und die deutsche Sprache ist heute die bestgehaßte der Welt. Alle Amerikakenner sind ängstlich, daß wir Anstoß erregen könnten, und in Wirklichkeit war es auch ein Wagnis, diese zwei Lieder zu singen.

Der Gesellschaftsraum war dicht gefüllt. Als Frau Schumann zu Beginn des Konzertes vor das Publikum trat und in einer kleinen Ansprache darauf hinwies, daß es nicht ein Gesangverein sei, der diese Lieder singe, sondern lediglich ein ad hoc zusammengestellter Chor von Direktoren, Professoren, Doktoren, Ingenieuren und Industriellen, lohnte sie reichlicher Beifall. Es seien keine Sänger von Beruf, sondern nur Leute, die des guten Zweckes willen singen. Sie entschuldigte in lustiger Sprache, daß diese Lieder deutsch klingen, es sei aber nicht German, sondern Swiß, Swiß dialect. Sie brachte die ganze Ansprache mit sehr viel Charme und Humor und öffnete uns den Weg zu den Herzen der Zuhörer.

Das erste Lied „Noch ruh'n im weichen Morgenglanz —" klang sehr gut und fand offensichtlich Beifall. Das zweite, „O mein Heimatland!" war weniger gut, weil zu schwer, es ging aber noch. Immerhin spürten wir sehr gut, daß wir zurückhaltend sein müssen, denn es gab auch trotz der freundlichen Ansprache von Frau Schumann Leute, die fanden, die Schweizer könnten auch französisch singen.

Frau Schumann selber sang sechs Lieder mit ihrer wunderbar tiefen, reichen Stimme, mit einem Charme, der uns vergessen ließ, daß die Sängerin beinahe 60 Jahre alt ist. Welch ein Herz voll Liebe hat diese Frau, die acht Kinder erzogen hat und einen Sohn auf deutscher Seite verlor. Die Amerikaner jubelten ihr stürmisch zu und als zum Schlusse das Lied erklang: „When the boys come home...", sang das Auditorium die letzten Strophen stehend mit und wußte sich vor Enthusiasmus kaum zu fassen. Wer kennt sich in diesem merkwürdigen Volke aus, das einer-

seits so nüchtern und anderseits so liebenswürdig und glücklich wie Kinder sein kann!

Im Laufe des Samstag gab mir Captain A. M. Mc. Knight, Chief of the American Red Croß Canteen Service, seinen Bericht über die Kantinenarbeit in Frankreich, aus dem wir Auszüge gemacht haben, die bei unserem Material liegen. Es ist doch interessant, daß man eigentlich in der ganzen Welt zu genau den gleichen Erfahrungen kommen kann!

Samstag abend hatten wir Gelegenheit, einen der sieben höchsten Richter der Vereinigten Staaten, Mr. Brandeis von Washington, kennen zu lernen, der mit seinem Begleiter, Prof. Felix Frankfurter, von einem Zionistenkongreß heimfuhr. Offenbar sind die Herren in einer diplomatischen Mission unterwegs gewesen, denn Herr Frankfurter erzählte mir, daß er mit dem Orientexpreß durch die Schweiz gefahren sei.

Zuerst sprachen wir mit Dr. Frankfurter über die Jugendgerichtsbarkeit, für deren Einzelheiten sich besonders Regierungsrat Altwegg interessierte. Die Herren machten uns besonders auf die Harvard-Landschool aufmerksam, welche, wenn ich recht verstanden habe, gefährdete junge Leute beiderlei Geschlechts statt in Anstalten, zu einzelnen Familien versorgt, sie dort unter Aufsicht behält bis zum 21. Lebensjahr und ihre Lebensgeschichten sammelt, um Material zu bekommen, zu beurteilen, ob sich diese Art bedingten Straferlasses bewähre. Herr Frankfurter gibt uns eine Reihe von Adressen an, die uns nützlich sein können und verspricht uns Empfehlungen. Er empfahl uns besonders, Miß Lathrop in Washington aufzusuchen, die auf dem Gebiete der Kinder-

und Mütter-Fürsorge Gewaltiges arbeite und eben jetzt daran sei, die verschiedenen Systeme, welche zu einem guten Ziel führen können, herauszufinden. Mit begeisterten Worten erzählte er uns von den Arbeiten dieser Dame und sagte, leider besitze Amerika nicht viele Staatsmänner, die so groß und weitblickend seien, wie diese Miß Lathrop.

Herr Frankfurter holte dann Herrn Brandeis an unseren Tisch, der sehr unserem Herrn Generalstabschef ähnlich sieht. Herr Brandeis unterhielt sich meistens mit Dr. Altwegg, während wir uns mit Professor Frankfurter weiter über Kinderfürsorge und alle einschlägigen Fragen besprachen. Herr Frankfurter betonte uns gegenüber, daß auch Amerika gewaltige Arbeiterprobleme habe, die nun nicht mehr Fragen der Nationen, sondern eben Weltfragen geworden sind. Nach Herrn Frankfurter gibt es natürlich auch in Amerika noch genug Unternehmer, welche nicht daran denken, daß der Arbeiter nicht bloß Brot und Unterkommen haben will, sondern daß zum Leben noch ein mehres gehört.

Darin liegt das Gewaltige von Amerika, daß es seine Probleme nicht nur durch Regierungen, sondern durch Politiker und Fachleute lösen läßt.

Wir wußten seit einiger Zeit, daß der Gründer der großen National Cash Register Co., Herr Patterson aus Dayton, mit Begleitung auf dem Schiffe sei. Gestern Abend bat sein Begleiter einen unserer Herren, man möchte ihm die Damen der Swiß Mission vorstellen. Der junge Herr, der als Arzt das Wohlfahrtsdepartement der Fabrik leitet, zeigte sich als äußerst liebenswürdiger, galanter Plauderer und erzählte uns eine Reihe von Details aus

den Werken, u. a. die Tatsache, daß jährlich rund 60,000 Besucher die Fabrik besichtigen. Jedenfalls ist ein besonderer Dienst eingerichtet, die Leute herumzuführen. Er betont, wie wichtig die Wohlfahrtspflege für die Rentabilität eines Geschäftes sei und stellte uns in Aussicht, daß er den Besuchern in genauen Zahlen angeben könne, wie sich jegliche Wohlfahrt der Arbeiter lohne. Bekanntlich hat Patterson seine Wohlfahrtseinrichtungen in einem Momente des Geschäftsniederganges begonnen, als die Frage an ihn herantrat, das Geschäft wegen schlechter Rentabilität überhaupt aufgeben zu müssen. Es wurden ihm sehr viele seiner Kassen wegen schlechter Fabrikation zurückgeschickt und er sah voraus, daß entweder die Leistungen seiner Arbeiter besser sein müssen oder der Betrieb nicht mehr weitergehe. Er begann mit den Wohlfahrseinrichtungen, und da zeigte sich die überraschende Tatsache, daß die Arbeiter bedeutend besser arbeiten und das Unternehmen florierte. Wir werden über das Werk selber erst dann referieren können, wenn wir es gesehen haben.

Zum Schlusse ließ sich uns Herr Patterson persönlich noch vorstellen. Er ist der Typus des feinen Gelehrten, und wohl wenige würden hinter ihm den großzügigen Fabrikanten vermuten, der er ist. Er sagte im Verlauf des Gesprächs, daß er schon vor mehr als 20 Jahren eingesehen habe, daß die Macht des Arbeiters in bezug auf körperliche Kraft so gewaltig im Wachsen begriffen sei, daß vonseiten des Kapitalismus eine Gegendemonstration ausgelöst werden müsse, wenn nicht die Kraft zum Unheil des Kapitalisten im besseren Sinne auswachsen solle. Herr Pattersen fand diesen Ausweg, indem er sich seine Arbeiter zu Freunden, statt zu Gegnern heranzog,

sie am Geschäft in bestimmter Weise interessierte, für ihre Gesundheit sorgte, die ihr Kapital und damit auch seines ist, und ein gewaltiges Netz von Fürsorge-Einrichtungen schuf, daß wohl seinesgleichen kaum sich findet. Wir wiesen in unserer Unterredung darauf hin, daß wir es als sehr wichtig erachten, daß der Geist, der dieses Unternehmen beseelt, auf unsere Fabrikanten übergehen möge. Nur dann kann von einer richtigen Ausdehnung und großzügigen Organisation etwas erwartet werden. Die Herren versprachen mir, daraufhin anläßlich des Besuches der Swiß Mission ganz besonders Bezug zu nehmen und in Zahlen den Wert richtig angewandter Fürsorge zu erläutern.

Es wird lange gehen, bis man bei uns so weit ist. Aber unsere Herren werden in Dayton allerhand lernen, denn Herr Patterson lud die ganze Studienreise ein zu einem Tee in seiner Privatfamilie, welche Einladung natürlich mit Freude angenommen wurde.

Newyork.

Mc. Alpin, 10. Sept. 1919.

Wir sind in Newyork. Der Eindruck der ersten Tage ist so überwältigend, daß man seine ganze Energie aufwenden muß, um die richtige Notierung der Eindrücke auch nur einigermaßen zu ermöglichen.

Der Tag der Ausschiffung war für alle sehr mühsam. Wir spürten schon am Abend vorher eine ungeheure Hitzwelle und waren zu aufgeregt, um der Ruhe pflegen zu können. Nachts 12 Uhr ging man zu Bett, und um 6, ½7 Uhr waren die Passagiere wieder auf den Beinen, um ja rechtzeitig bereit zu sein und die Einfahrt nicht zu verpassen. Die Revision des Arztes, Quarantäne und Paßrevision nahmen

sehr viel Zeit in Anspruch und waren außerordentlich ermüdend. Gegen 12 Uhr fuhr die „Rotterdam" in den Hudson ein, und über dem Dunst des Herbsttages, der freilich schon mehr hochsommerliche Hitze ausstreute, tauchten die Wolkenkratzer der neuen Welt auf. Der erste Eindruck der gewaltigen Stadt mit ihren Docks, ungeheuren Geschäftshäusern und hohen Brücken, war imposant und verklärte sich in einem Schimmer von Romantik, weil der Dunst die harten Linien verhüllte. Ein eigentümliches Gefühl bewegte uns alle, als wir uns so der neuen Welt näherten. Leider wurden die hochgestimmten Erwartungen durch die recht langweilige Ausbootung und Verzollung erheblich herabgestimmt. Das gesamte Gepäck wurde in die Riesenhallen der Holland-Amerika-Linie verbracht und dort mußten die Passagiere ihr Gepäck zusammensuchen und durch einen Zollinspektor durchprüfen lassen. Die Swiß Mission wurde sehr liebenswürdig behandelt. Immerhin mußten einzelne von uns stundenlang warten, bis ihre Koffer aus dem Schiff ausgeladen und alle Gepäckstücke beisammen waren, sodaß die Verzollung vor sich gehen konnte. Dann wurden wir in Cook-Autos in das Hotel Mc. Alpin befördert. Diese Beförderung war für uns ein recht unangenehmer Empfang! Hitze, Staub, Lärm, Ruß waren furchtbar. Das Warten vor den Hudson-Ferryboat gab uns so recht einen Eindruck, wie überhastet, dicht bevölkert und geschäftig die Stadt ist. Aber endlich war auch das vorüber und wir konnten unsere Zimmer mit Bad im Hotel beziehen und zu etlicher Ruhe kommen.

Der Swiß Club Newyork hatte schon für den ersten Abend einen Empfang im Waldorf Astoria vorbereitet, der sich bis

nach Mitternacht ausstreckte. Unser Gesandte, Hr. Dr. Hans Sulzer, war anwesend und ehrte die Gesellschaft durch eine sehr hübsche Ansprache, in der er seinen früheren Standpunkt der Gesellschaft gegenüber klarlegte und im weiteren seiner Freude Ausdruck gab, uns helfen zu können. Er gab einen interessanten Abriß der amerikanischen Geschichte und Volkspsychologie und betonte den ungeheuren Freiheitsgeist dieses Volkes. Der ganze Abend, an dem auch Herr Trembley durch freundliche Ansprache hervortrat, war recht herzlich.

Newyork, 12. Sept.

Gestern machte ich meinen ersten Besuch in Bronx und lernte bei dieser Gelegenheit die kleinbürgerliche Enge des amerikanischen Mittelstandes kennen.

Ich benutzte einen Taxameter zur Fahrt nach Bronx. Der Führer war ein flotter Kerl, der die Gelegenheit wahrnahm, mir etwas von Newyork zu zeigen. Jedermann, der zum ersten Mal die 5th Avenue und den Broadway durchfährt, wird überwältigt von dem gewaltigen Auto- und Wagenverkehr sein, der sich in diesen Straßen drängt. Ich habe sehr die schönen Paläste der reichen Newyorker bewundert, Vanderbilt, Schwab, Morgan usw., neben denen große Mietshäuser, besser gesagt Mietskasernen, stehen, in denen selbst reiche Leute leben müssen. Der kostbare Boden von Newyork, der durch seinen felsartigen Untergrund die Kosten der Bauten noch vergrößert, erhöht die Mietzinse beinahe zur Unerschwinglichkeit.

Einen wundervollen Eindruck machen die Colleges mit ihren Spielplätzen und zahlreichen Nebenbauten. Es sind solche für wohlhabende und solche für ärmere

Schüler vorhanden. Die äußerliche Ausstattung ist beinahe dieselbe.

Mitten in der Stadt liegt der Centralpark, den wir durchfahren haben. Er ist von einer lieblichen Naturwüchsigkeit, mit künstlichen Seen, auf denen Bootfahrten gemacht werden können, zwischen natürlichen Felsgebilden, sehr hübsch mit Rasen überwachsen und mit Wegen durchzogen.

Die Rückkehr auf der Riverside zeigte mir die wunderbare Umgebung von Newyork, die für jeden, der sie zum ersten Mal sieht, einen unvergeßlichen Eindruck machen wird. Man fühlt sich aufs Land versetzt, und nur die Hunderte und Hunderte von Autos sagen uns, daß wir in der Nähe der Weltstadt sind.

Bei Frau Schumann-Heink.

Newyork, 13. Sept. 1919.

Wir schlenderten den Broadway in Newyork auf und nieder und wußten nicht recht, was mit dem angebrochenen Nachmittag noch anfangen. Da erinnerten wir uns der Einladung der berühmten Altistin, Frau Schumann-Heink, die im Waldorf-Astoria-Hotel wohnte und die wir auf dem Dampfer „Rotterdam" kennen gelernt hatten. Wir wanderten also zurück zum Waldorf-Astoria, wo ein großer Betrieb herrschte. General Pershing, der Oberkommandierende der amerikanischen Armee in Frankreich, war seit Montag aus Europa zurückgekehrt und hatte seinen Aufenthalt im Astoria genommen. Wir fragten in der Halle am Informations-Schreibtisch nach Frau Schumann. Man verband uns telephonisch mit ihr, aber in dem Heidenspektakel war natürlich — besonders für uns — kein Wort zu verstehen. Wir nahmen also all unseren Mut zusammen, stiegen im Aufzug zum neunten Stock,

wo die Appartements der Sängerin lagen, und klopften zögernd an. Als dies nichts half, klopften wir energisch. (Wir hatten schon Mut gewonnen, da wir allein so weit gekommen waren!). Sie war zu Hause und empfing uns außerordentlich liebenswürdig mit Kuß und Umarmung. Sie lud uns zum Nachtessen ein und wir verlebten einen sehr schönen Abend mit Frau Schumann. Sie ist eine wunderschöne Frau! Trotz ihrer 58 Jahre von jugendlicher Lebhaftigkeit, die dunkelbraunen, schönen Augen funkeln und die beweglichen Züge sind voll Anmut und Leben. Sie hat noch wunderschöne Haare, stark grau, aber in reicher, welliger Fülle, und wenn man nicht wüßte, daß sie schon Großmutter ist, würde man kaum denken, daß diese Frau in ihrem Leben so viel durchgemacht hat.

Frau Schumann-Heink ist wohl die berühmteste lebende Altistin, berühmte Wagner-Sängerin. Wie sie uns heute erzählte, war auch ihr persönliches Leben das einer Tragödie. Sie hat zwei Männer gehabt und acht Kinder geboren. Beide Männer waren Lumpen. Man wußte nicht, sollte man weinen oder lachen, als sie uns erzählte, wie sie einst als junge Sängerin neben ihren kleinen Kindern ihren Beruf ausübte, zuerst in Dresden, dann in Hamburg und später in Berlin. In Hamburg hat sie neben ihren eigenen Kindern arme Kinder von der Straße genährt und nicht bedacht, daß sie alle möglichen Krankheiten von diesen fremden Kindern auflesen könnte. Ihr wunderbares Herz voll Liebe hat nur die Armut und den Hunger der Kleinen gesehen.

Mit welchem Humor erzählte sie uns die Episode aus ihrer frühesten Berliner Zeit, da sie im Krollschen Etablissement

auftrat und ihre Kleinen im Kinderwagen zur Probe mitnehmen mußte, die dann von den Kellnern gehütet wurden. Daß die letzteren den noch nicht jährigen Jungen mit Kalbsbraten fütterten und dem Zweijährigen Bier zu trinken gaben, macht dem Berliner Kellner alle Ehre, war aber weniger gut für den Magen der Kleinen. Lachend meinte die Sängerin: „Den Kalbsbraten hab' ich noch erwischt und rausziehen können, aber das Bier konnte ich nicht mehr rausschütten!" Die Nachbarn beklagten sich über das Geschrei der daheim gebliebenen Kinder, die in der Abwesenheit der Mutter nach Nahrung schrien, und schließlich übernimmt eine Frau im Hause für 100 Mark im Monat Wartung und Pflege der Kinder und die Hausführung. Mark 200.— verdiente sie damals und hungerte sich durch. Sie ist dieser guten Hausfrau treu geblieben, als sie auch Königl. Preußische Kammersängerin war. Allerdings hatte sie dann die Räume im Vorderhaus und nicht die dunkeln Buden nach hinten.

Um zu sparen, hatte sie damals in ihren schlimmen Zeiten auf dem Kleiderkorb einen kleinen Petrolherd, auf dem sie abends das Fleisch ankochte. Man kann sich die Luft dieses Berliner Hinterzimmers denken! Sie hat sich dann von Schumann scheiden lassen und Heink geheiratet, von dem sie wieder Kinder hatte, und der sie abermals schlecht behandelte. Die Frau hat in ihrem Eheleben viel bittere Erfahrungen gemacht, aber trotzdem den guten Humor nie verloren.

Frau Schumann-Heink ist eine berühmte Sängerin geworden, weil das Leid sie heranreifen ließ zur höchsten Künstlerin. Wie sie ihren eigenen, acht Kindern eine Mutter war, so ist sie den amerikanischen

Soldaten während des Weltkrieges eine Trösterin und mütterliche Freundin geworden. Sie hat für sie in Konzerten und auf den Straßen für Geld gesungen. Sie hat ihnen Konzerte gegeben, bevor sie verschifft wurden, sie hat die zurückgekehrten Verwundeten getröstet und ihnen die letzten Stunden mit ihrer göttlichen Kunst verschönt. Hunderte von Kilometern ist sie im Nachtzug gefahren, um ihnen den Weihnachtsabend zu verschönern, um ihren geliebten Soldaten Freude zu bringen.

Der Krieg hat auch von ihr Opfer gefordert. Einer ihrer Söhne ist im U.-Boot-Krieg auf deutscher Seite gefallen. Sie hat die Nachricht davon erhalten in dem Augenblick, als sie in Kalifornien vor 10,000 Menschen singen sollte. Ihr tiefer Schmerz hat keine Träne gefunden. Um dem Manager einen großen Verlust zu ersparen und um die Menschen, die von weit her gekommen waren, ihren Liebling zu hören, nicht zu enttäuschen, trat die hartgeprüfte Mutter vor das Publikum und sang ihre Lieder. Wer kann solche Selbstbeherrschung beschreiben? Und jetzt ist diese Frau mit den weißen Haaren über das Meer gezogen, hat die Witwe ihres Sohnes und seine zwei Kinder heimgeholt zu sich nach Kalifornien, hat allem Deutschenhaß und allen Gesetzen getrotzt und sie über die Grenze gerettet. Solche Mutterliebe kennt keine Grenzen, und während wir bei ihr waren, spann sie schon wieder Pläne, sie, die Unermüdliche, denn am 24. September beginnt ihre Saison von neuem.

Sie hat mit ihrer wunderbaren Stimme Tausende und Abertausende erfungen, hat ihre acht Kinder erzogen, ihnen ein Heim geschaffen in Chicago und eines in Kalifornien und verfügt heute über ein be-

trächtliches Vermögen. Das Geld ist ihr Nebensache. Das spürt man aus allem, was sie redet. Sie singt, weil sie ihre Kunst liebt. Diese Frau muß Liebe ausstreuen mit vollen Händen!

Bevor wir weggingen von ihr, kam ihr Begleiter, Franc La Forge, und sie sang uns zu Liebe mit seiner Begleitung das wunderbare Lied der Fürstin Wrede von Christus am Kreuz. Der Raum, in dem wir saßen, war zu klein für die mächtige Stimme, die wir nie vergessen werden!

Pershings Parade.

Ein glücklicher Zufall hat es gewollt, daß am gleichen Tage, als wir in Newyork einfuhren, General Pershing mit seinen Soldaten von Frankreich heimkehrte. Die Newyorker haben ihm einen großartigen Empfang bereitet: Die ganze Stadt wurde beflaggt, die Häuser mit Guirlanden behängt und der 10. September zu einem „holyday" gemacht für ganz Newyork. Im Bureau der S. V. V. in der fifth Avenue hatte man uns Plätze vorbereitet, um die Parade mit anzusehen. Brausender Jubel erfüllte die Luft, als General Pershing auf seinem kleinen braunen Pferd, nach allen Seiten lächelnd und grüßend, vorüberritt. Er sieht sehr liebenswürdig aus, der gefeierte General, und wir können die Liebe der Amerikaner zu ihrem Höchstkommandierenden lebhaft begreifen. Es war ein wundervolles Bild, die Kolonnen an sich vorübermarschieren zu sehen. Die Soldaten der Vereinigten Staaten sind stramme Boys und sehen in ihren Khaki-Uniformen vorteilhaft aus. Da ist nichts von Drill und gekünstelter Strammheit. Aber diese Linien atmen Kraft und Gesundheit, und man spürt, daß die amerikanischen Soldaten gefürchtete Feinde wa-

ren. Die Reihen der Kompagnien und Bataillone waren stark gelichtet. Die Amerikaner haben teilweise kolossale Verluste erlitten!

Einen rührenden Anblick boten die Verwundeten, welche in den von Damen geführten Autos vorübergeführt wurden.

In der Parade marschierten zahlreiche junge Mädchen in schmucken Uniformen mit. Es waren die Mädchen der Y. W. C. A., der Heilsarmee und des Roten Kreuzes. Sie haben in verschiedenen Departementen mitgearbeitet und genießen heute die Ehren, die ihnen gebühren nach harter Arbeit fürs Vaterland.

Bei diesem Volke ist das alles so selbstverständlich, daß die Frau nicht nur die Arbeit tun darf, sondern auch dafür angesehen wird. Der Vorübermarsch der Parade dauerte ca. vier Stunden und machte einen gewaltigen Eindruck.

Zu der Pershing-Parade fand sich auch Frau Minister Sulzer im Office der S. V. V. ein und wir hatten Gelegenheit, uns mit ihr über Amerika zu unterhalten. Sie ist eine kluge, liebe und sehr schöne Frau, und wir alle wissen, wie viel wir nicht nur ihrem Manne, sondern auch ihr zu danken haben.

Frau Sulzer erzählte uns viel von ihrem Haushalt, den Dienstbotenschwierigkeiten und all dem, was das Leben hier unter Umständen unangenehm gestalten könnte, wenn man nicht mit gutem Humor darüber wegkäme.

Frau Sulzer lud uns ein, sie in Washington zu besuchen und eventuell bei ihr zu logieren.

Anläßlich des Schweizer Abends im Waldorf-Astoria kam Herr Minister Sulzer auf meine ursprüngliche Idee zurück, Vorträge über die Grenzbesetzung zu hal-

ten, und wie ich von Herrn Dossenbach vernehme, haben sich bereits verschiedene Schweizervereine für meine Vorträge gemeldet, so daß nun aus der Sache voraussichtlich doch etwas wird. Wir beschlossen, uns einen eigenen Reiseplan zusammenzustellen, der uns von der allgemeinen Route wegführt. Dadurch werden wir die Gelegenheit haben, bedeutend mehr zu sehen und von der ganzen amerikanischen Reise mehr zu profitieren. Wir werden mehr auf eigene Füße gestellt sein, das kann aber in mancherlei Beziehungen nur von Vorteil sein.

New York, 11. Sept. 1919.

Wir besuchten ein Clubhaus der Y. M. C. A. (Christlicher Verein junger Männer) in Brooklyn. Es ist eines der größten Häuser dieser Gesellschaft und hat 509 Zimmer, zwei Schwimmbäder, Billardsaal mit zirka zehn Billardtischen, Theatersaal mit 680 Sitzplätzen und einer eigenen Orgel, die 10,000 Dollars gekostet haben soll. Eine Bibliothek hat zirka 10,000 verschiedene Werke und steht zur Verfügung der Insassen, eine eigene Halle ist mit Raum für zehn Kegelspiele ausgestattet. (Bowling.)

Auf dem Dach des Hauses, das flach und asphaltiert ist, stehen bequeme Stühle. Auch dort sind Räume für Ball- und andere körperliche Spiele, oft wird da oben auch getanzt oder religiöse Versammlungen abgehalten, z. B. im Sommer die Andachten am Schlusse eines jeden Tages, die zu besuchen den jungen Leuten aber absolut freigestellt ist. Auch im Hause wird ohne jegliche Bedenken die gleiche Halle für Gottesdienst und Bälle benützt.

Die Zimmer sind klein. Zirka 30 Centimeter unter der Decke hat jedes eine Liste,

breit genug, daß Bilder und Photos daraufgestellt werden können. Eine schmalere Liste darunter dient zum Aufhängen solcher Bilder. Zum Waschen sind eigene Räume eingerichtet, mit Kloset und oft mit Brausebad verbunden. Die Betten in den Zimmerchen werden tagsüber als Sofa hergerichtet. Im Hause ist eine Schule eingerichtet für kleine Jungen, Zeitungsverkäufer und andere, die sich mit einem schmalen Einkommen selber erhalten müssen. Die Schule ist möglichst billig, aber einen kleinen Beitrag muß jeder geben, dies ist Prinzip der Y. M. C. A. Die Knaben können den Unterricht bis zur Universität hier erhalten.

Der große Speisesaal ist als Cafeteria eingerichtet. Unter dem Namen „Cafeteria" versteht der Amerikaner eine ganz spezielle Art von Eßraum. Man serviert sich selbst. An der einen Wand des Raumes, die durch Schiebefenster mit der dahinterliegenden Küche verbunden ist, steht das Buffet, mit Dampf-, Heißwasser- oder Gaseinrichtung versehen, um die Speisen heiß zu halten. Auf diesem Buffet wird in langer Reihe ausgestellt, was diesen Tag gekocht worden ist, schön der Reihenfolge nach: Suppe, Fleisch, Gemüse, Salat, Kompott, Dessert, Getränke. Meist mehr als eine Art von jedem. Durch ein Geländer ist ein schmaler Raum, zirka für eine Person, vom übrigen Saale abgetrennt. Durch diesen Gang haben die Besucher zu gehen, die hier essen wollen. Ganz vorn sind die Servierbretter, dann folgen kleine Papierserviette, Besteck, Brot und dann die Speisen. Am andern Ende des Ganges sitzt eine Dame oder ein Herr, die rasch das Gewählte überblicken und auf einem Zettel den Betrag dafür abstempeln. Der Besucher setzt sich nun an einen Tisch und bezahlt

seinen schuldigen Betrag erst beim Verlassen des Raumes. Die Amerikaner scheinen dieses System der „Abfütterung" sehr zu lieben, und es ist auch wirklich sehr bequem. Auf jeden Fall geht es viel rascher, als wenn man bedient wird, sodaß im gleichen Raum mit viel weniger Personal eine viel größere Zahl Menschen gespeist werden können.

Im Keller des Gebäudes haben die Knaben und jungen Leute, die Mitglieder des Klubhauses sind, kleine, verschließbare Kasten aus Eisenkarton, mit Blech beschlagen, und jeder mit dem Namen und der Nummer des Besitzers versehen und einem bequemen Handgriff zum Hervorziehen. Dort können sie ihre kleinen Habseligkeiten sicher aufbewahren. Die Räume für die Knaben und die jungen Leute sind getrennt von denen der Erwachsenen. (Von 12—18 Jahren.)

Ein Stellenvermittlungsbureau im Parterre des Gebäudes steht allen denen zur Verfügung, die sie benützen wollen. Sie ist gratis. Es werden dort monatlich für zirka 200 Leute Stellen gefunden.

Die Trennung der Jugend von den Erwachsenen wird ziemlich streng durchgeführt. Alle Gesellschaftsräume, Spielplätze 2c. sind verschieden. Ganz junge Knaben können für fünf Cents monatlich Mitglieder des Klubs werden, genießen zwar nicht alle Vorzüge, aber haben doch ein Heim, zu dem sie gehören. Ein jeder kann sich im Postbureau des Gebäudes einen kleinen Briefkasten mieten.

Die beiden Y. M. C. A.-Sekretäre haben ihr möglichstes getan, uns alles das verständlich zu machen, was sie uns zu sagen hatten, und wir müssen gestehen, wir haben auch das allermeiste verstanden und uns recht gut in der uns noch ungeläufigen

Sprache unterhalten können. Wir haben u. a. auch die zehn Grundregeln kennen gelernt, nach denen die Y. M. C. A.-Leute arbeiten:

1. Gib weniger aus, als du einnimmst.
2. Mache deine Geschäfte mit der Bank.
3. Besitze dein eigenes Heim.
4. Versichere dich, dein Leben, deine Arbeit ꝛc.
5. Tue nach deinem Willen.
6. Bezahle deine Rechnungen sofort.
7. Mache einen Kostenvoranschlag.
8. Führe Kontrolle über deine Ausgaben.
9. Kaufe Aktien vom Staat.
10. Sorge auch für andere und gib von deinem Ueberfluß.

Die Sprüche sind wert, festgehalten zu werden.

Nach der Besichtigung des Y. M. C. A.-Hauses begleiteten uns zwei Sekretäre dieser Vereinigung in die Chinatown. Wir nahmen den Tram über die Brooklynbridge, die älteste der drei Brücken, die Manhattan mit Brooklyn verbinden. Man frägt sich manchmal, wie eine Brücke, die nur an allerdings sehr starken und dicken Drahtseilen hängt, einen Betrieb und eine Belastung aushalten kann, wie sie täglich von einem Stadtteil zum andern und wieder zurück fährt! Nicht nur Tramgeleise, auf denen sich die Wagen fast lückenlos folgen, Autos, Lastwagen, Pferdegespanne und andere, eine dichte Menschenmenge, auch die Elevated, wie die Newyorker ihre Hochbahn nennen, führt über die Brücke und hilft, die Massen von Menschen, die täglich hin und her müssen, zu befördern. Die Brücke scheint es kaum zu spüren, daß noch einige Untergrundlinien unter dem East-River ihr die Arbeit zu erleichtern bemüht sind.

Alle die verschiedenen Nationalitäten, die in Newyork meist sehr stark vertreten sind, haben ihre eigenen Quartiere, so z. B.

die Chinesen. Wir haben in einem chinesischen Restaurant unsern Lunch eingenommen, wußten aber nicht recht, was wir aßen, und begnügten uns in der Hauptsache mit „chinesischem Reis" und einer Art Zwiebelsauce. Der Reis war, wie bei uns, nur aus dem Wasser gezogen und nicht einmal gesalzen. Dagegen war das Restaurant sehr hübsch, mit chinesischen Bildern geschmückt. Die automatische Orgel, die eine mehr laute, als schöne Musik, einen Gewittersturm, hören ließ, hätte nach meinem Geschmack unterbleiben dürfen. Dagegen haben wir uns an dem ausgezeichneten chinesischen Tee sehr erlabt.

In Chinatown ist nicht viel Neues zu sehen. Die Chinesen tragen keine Zöpfe mehr, wie sie sie ja auch in ihrem Mutterlande, seitdem sie Republikaner sind, nicht mehr tragen. Die meisten sind auch europäisch gekleidet. Dagegen sieht man an den Häusern noch oft chinesische Inschriften. Die Chinesen scheinen ein saubereres Völklein zu sein als die Juden. Dagegen findet man in der Chinesenstadt sehr wenig chinesische Frauen. Die Amerikaner haben diesen verboten, ihr Land zu betreten, weil sie die allzugroße Vermehrung dieser Rasse fürchten.

Durch die Judenstadt sind wir zum Henryhstreet-Settlement gegangen und haben uns von unsern Begleitern erzählen lassen, daß Newyork die größte Judenstadt und wahrscheinlich auch die größte Italienerstadt der Welt besitze, in Bezug auf letztere vielleicht noch von Chicago übertroffen. Von beiden Nationalitäten sind in Newyork zirka eine Million Vertreter. Die Judenstadt zeichnet sich hauptsächlich durch ihren Schmutz aus, und die Unordnung, die man in den Straßen, in

den Häusern und an den Menschen findet. Die halbe Familie, d. h. die Frauen mit ihrer meist zahlreichen Kinderschar, halten sich auf den Straßen auf, sitzen meist unter der Haustüre oder auf der Treppe vor dem Hause. Dort werden die Kinder gehütet, gekämmt, genährt, sei es aus der Flasche oder direkt von der Mutterbrust. Die Kleinen wären meist sehr hübsche Kinder, wenn sie nicht durch den Schmutz und die unordentliche, zerrissene Kleidung so verunstaltet würden. Auch hier finden sich hebräische Inschriften an den Häusern, deren Reihen hie und da durch eine Synagoge unterbrochen sind.

Mitten in dieser Judengegend befindet sich das Henrystreet-Settlement. Dieses ist ein schmales, dreistöckiges Gebäude und bildet das Heim für eine Reihe von Krankenschwestern, welche in der Umgebung und überhaupt in der ganzen Armengegend New Yorks unentgeltlich die Familien besuchen und die kranken Glieder pflegen. Die Anmeldung, wo eine Pflegerin gewünscht wird, kann Tag und Nacht im Hause selbst gemacht werden. Es ist ein eigener Dienst dafür eingerichtet. Die „Nurses" pflegen aber nur, wenn von der Familie ein Arzt konsultiert wird, der die Verantwortung für das kranke Glied übernimmt. Man hat uns eine sehr hübsche Geschichte erzählt von einem Italiener, dem der Arzt mit großer Mühe ein Kind vom Tode gerettet hat. Als die Pflegerin ihn darauf aufmerksam machte, er solle dem Arzte recht danken, antwortete er: „Well, Gott hat mein Kind gerettet, die Pflegerin hat die Arbeit dazu getan, und der Arzt — bekommt das Geld!" Er fand es also nicht mehr nötig, noch zu danken.

Verbunden mit dem Settlement ist eine Art Fürsorge für die der Schule entlasse-

nen Kinder, die mit 14 Jahren noch nicht genügend für das Leben vorbereitet sind. Durch seine eigenen Leute läßt das Settlement die Schulen besuchen und die Kinder notieren, hauptsächlich die schwächlichen und die zurückgebliebenen. Die Eltern dieser Kinder werden besucht, man spricht mit ihnen und sorgt nach Möglichkeit für die Kinder. Sie werden unentgeltlich in eine Art Fortbildungsschule aufgenommen, wo sie weiter Unterricht genießen und auch auf einen speziellen Beruf vorbereitet werden. Die Kinder können bis zum 16. Jahr diese Schulen besuchen.

Wir vermuten, das Settlement sei eine jüdische Gründung, haben aber keine Beweise für unsere Annahme. Auf jeden Fall werden die Nurses in alle Familien, ohne Religions- oder Nationalitäts-Unterschiede zu machen, gesendet.

Y. M. C. A. Haus „for the downs and outs" (für die untersten Klassen.)

Es ist das nächste, das wir sehen, und ein Clubhaus, in dem alle, auch die ganz herabgekommenen, aufgenommen werden. Es ist für Männer, und das einzige Y. M. C. A. Haus in Newyork, das sich mit dieser tiefsten Klasse Menschen beschäftigt. Drei Wochen lang bekommen die Männer, die oft von der Straße aufgelesen werden, oft von selber kommen, freie Station zum übernachten. Der Betrag, den sie zahlen sollten, pro Nacht 5 Cents, wird ihnen jedoch belastet, sodaß sie eine gewisse Verpflichtung dem Hause gegenüber haben. Können sie täglich bezahlen, so ist es besser. Die Männer werden angespornt, Arbeit zu suchen, oder man sucht selbst für sie, oder sie müssen sich im Hause selbst betätigen. Man sucht sie nach Möglichkeit für das Werk selbst zu interessieren und

zur Mitarbeit heranzuziehen. Sie haben mit diesen Männern auch die besten Erfahrungen gemacht. Ihr Prinzip ist, daß der Mann, dem geholfen wird, auch den andern wieder helfe. Sie sollen nicht für Männer arbeiten, sondern mit Männern. Es ist kein Mensch so arm, daß er nicht etwas noch besitze, mit dem man arbeiten kann.

Die Insassen haben eine Werkstätte, in welcher jeder arbeiten kann, der will, und dafür bezahlt wird.

Wenn die Leute kommen, erhalten sie ein Bad und reine Wäsche. Sie gehen in ein reines Bett, geben ihre alten Kleider zum desinfizieren, waschen und flicken. Dies alles wird über Nacht besorgt, damit sie der Mann am Morgen wieder anziehen kann und dadurch, daß er besser aussieht, auch eine bessere Arbeit erhält.

Jeden Abend sind religiöse Versammlungen, in denen die Männer sprechen, die gerettet worden sind. Wir haben einen dieser Männer als Führer gehabt. Er erzählte uns, daß er 19 Jahre im Gefängnis gewesen sei, dann eines Tages, als er ohne Nahrung, Obdach und alles gewesen sei, von einem Missionar, der öffentlich in einer Halle redete, gerettet wurde und dann in das Y. M. C. A. Haus hier kam, in dem er einen Vertrauensposten inne hat. Man scheint diesen Menschen mit Vorliebe Arbeit zu geben, die mit irgendwelcher Verantwortung verbunden ist, um ihr Selbstvertrauen und ihre Selbstachtung zu stärken. Der Mann sagte, daß er früher nicht für 100 bare Dollars eine Arbeit angerührt hätte. Die Missionshallen, in deren einer er gerettet worden ist, befinden sich meist in Gegenden, in die sich keine anständigen Menschen mehr verlieren.

Ich möchte in diesem Zusammenhange von Vierteln der sogenannten Bowerie von Newyork reden, die wir mit Heilsarmee-Offizieren durchstreift haben. Man kann durchaus nicht von einem Armenviertel reden. Die Leute verdienen sehr gut und ziehen sich recht und gut an für ihren Stand. Wie uns die Offiziere erzählten, befand sich hier noch vor zirka 50 Jahren ein schlimmes Armenviertel, besonders von Deutschen bewohnt. Man darf nicht vergessen, daß Europa doch sehr oft seine schlimmen und verkommenen Leute in die neue Welt geschickt hat, die es dann vermöge ihrer schlechten Charaktereigenschaften auch nicht weiter gebracht haben. Die H.-Offizierin erwähnte sehr oft die Deutschen, welche faul gewesen seien. Diese Mitteilung ist aber mit Vorsicht aufzunehmen, denn heute schiebt man den Deutschen alles in die Schuhe. Sicher ist, daß die in diesen Quartieren arbeitenden, verschiedenen Missionen zur Hebung der Sittlichkeit, der Volksmoral, unbedingt gute Früchte reifen sahen. Wir waren in einem Nachtasyl der Heilsarmee, haben aber dort lauter ganz gut gekleidete Männer gesehen.

Es mag vielleicht gerade hier angebracht sein, etwas zu der Alkoholfrage der U. S. zu bemerken. Während der Mobilisation sah die Heeresleitung von Amerika ein, daß es besser sei, wenn bei den Soldaten ein allgemeines Alkoholverbot durchgeführt werde. Da gerechterweise aber nicht nur die Soldaten damit belegt werden konnten, weil sie dadurch schlechter behandelt worden wären als die Zivilbevölkerung, erließ der Staat das Kriegsgesetz des Alkoholverbotes für das ganze Land. Gleichzeitig wurde ein Gesetz in Kraft erklärt, daß die Einfuhr und Produktion jeglicher Art alkoholartiger Getränke ver-

bot, sodaß, wenn heute noch da und dort Alkohol konsumiert wird, dies doch auf eine bestimmte Zeitdauer beschränkt ist.

Ende Oktober soll das Kriegsgesetz aufgehoben werden und eine neue Abstimmung erfolgen, Amerika auch künftighin trocken zu machen. Wie man allgemein hört, betrifft das Verbot in erster Linie den Konsum von Schnaps, der nach einer amerikanischen Sitte in sogenannten Runden getrunken wurde. Jeder Anwesende zahlte eine Runde, d. h. jedem ein Wasserglas voll Whisky, sodaß, je mehr Anwesende, desto mehr Whisky genossen wurde und die Teilnehmer oft ganz betäubt nach Hause kamen.

Leider hat der Alkoholteufel offenbar auch bei den Frauen eine wichtige Rolle gespielt.

Ob die Prohibition für längere Zeit in Kraft bleiben wird, ist eine politische Frage. Die gegenwärtig am Ruder sich befindenden Demokraten haben das Gesetz erlassen. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß die Republikaner, die jetzt schon die Mehrheit im Senat haben, das Gesetz in Bälde stürzen. (Letzteres ist inzwischen unmöglich geworden, da laut letzten Meldungen das Gesetz als Verfassungsartikel aufgenommen wurde. 16. 12. 19.) Die Amerikaner haben eben in ihren Icecreams, Sodawasser, Coca Cola usw. ganz ausgezeichnete, durststillende Ersatzmittel, und man hat keinesfalls das Gefühl, als ob die Bevölkerung unter dem Gesetz leide. Die Zukunft wird zeigen, daß die Amerikaner durch das Verbot des Alkohols einen kulturell gewaltigen Schritt vorwärts getan haben.

Detroit, 17. Sept. 1919.

Wir sind die Nacht durchgefahren und haben zum erstenmal Pullmanwagen mit Betten genossen. Die amerikanischen Schlafwagen sind eine Einrichtung, wert, daß man etwas länger bei ihr verweile. Wir waren etwas ängstlich auf unsere erste Fahrt ins große Land hinein und auf all die unbekannten Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich uns entgegenstellen würden. Bekanntlich ist man ja stets ängstlich auf etwas, das man nicht kennt.

Als wir heute früh in Detroit anlangten, waren wir sehr erstaunt, wie reibungslos und einfach alles gegangen war und nicht wenig stolz darauf, wirklich dort angelangt zu sein, wo wir hinzugehen wünschten, und genau zur richtigen Zeit.

Die Billets für Eisenbahnfahrten kann man im „Lobby" des Hotels, der großen Eingangshalle, bestellen, wo ein Pult mit mehreren Angestellten extra zur Verfügung der Abreisenden steht, welche die Billets, Gepäck, Taxi, alles besorgen, sodaß wir nur angeben mußten, wohin wir zu gehen wünschten, und wann. Die Mitnahme des großen Reisegepäcks wird in Amerika sehr leicht gemacht, da der Transport auf den amerikanischen Bahnen frei ist, sofern man bei der Aufgabe das Bahnbillet vorweist. Dieses kann schon Tage vorher für einen bestimmten Zug bestellt werden. Bei Fahrten im Schlafwagen ist Vorausbestellung sehr am Platze. Man erhält leichter die unteren Betten, die etwas bequemener und weniger mühsam zu besteigen sind. Es ist nicht jedermanns Sache, per Leiter ins Bett zu kraxeln.

Wir hatten am Mittag unsere Billets erhalten und dem Portier übergeben zur Aufgabe des Gepäcks. Die amerikanischen

Angestellten im Hotel Mac Alpin sind auf ungewohnte Reisende sehr eingeübt und außerordentlich zuvorkommend. Sind sie von einer Abreise in Kenntnis gesetzt, so sorgen sie auch dafür, daß alles dazu nötige besorgt wird und man rechtzeitig zur Bahn kommt. Unser Portier erkundigte sich denn auch freundlichst, auf wann wir zu reisen gedächten, ob er das Handgepäck holen und einen Taxi bestellen solle, ob noch irgendetwas zu besorgen sei usw. usw. Pünktlich um die angegebene Zeit stand er mit unserem Handgepäck unten in der Halle und händigte uns die Fahrkarten und Gepäckscheine ein. Ein Taxameter wurde herangepfiffen und wir stiegen ein. Es ist das bequemste, per Auto an die Bahn zu fahren, weil dabei alles Gepäck taxfrei mitgenommen werden kann. Auf den Bahnhöfen sind bei Ankunft gleich die Bahnhof-Dienstleute bereit, einem zu helfen. Man hat nur ihnen nachzulaufen und beim Eingang zu den Perrons, die mit Eisengittern von der Halle abgeschlossen sind, die Fahrkarten vorzuweisen. Die Dienstleute haben die Erlaubnis, mit bis zum bestimmten Wagen zu kommen. Die Wagen eines Nachtzuges sind alle numeriert, so daß man genau weiß, welche Plätze einem gehören.

Das Dienstpersonal in den Bahnhöfen und in den Zügen besteht hauptsächlich aus Negern, die sich aber sehr flink und dienstwillig erweisen. Wir wurden auch beim Eintritt in unseren Waggon gleich vom bedienenden Neger empfangen, zeigten die Karten vor und erhielten die uns gehörenden Plätze angewiesen. Der Zug war ziemlich gefüllt, doch werden bei den Schlafwagen von einer Person immer zwei Plätze besetzt, aus denen nachher ein Bett hergerichtet wird. Bei der Abfahrt sieht

solch ein Schlafwagen aus, wie unsere 2.-Kl.-Wagen, nur daß sie in Amerika grün gepolstert sind. Neben uns hatten zu unserer Ueberraschung zwei Herren der Studienreise ein Appartement gemietet, mit denen wir dann in ein lebhaftes Gespräch gerieten. Ich habe mich mit ihnen hauptsächlich über die Frage der Arbeiter-Einfamilienhäuser besprochen, die in Amerika so hübsch aussehen und so rasch aufgestellt sind.

Uns gegenüber saß ein junges Ehepaar, das in Detroit daheim war und uns allerhand über die amerikanischen Verhältnisse erzählte, unter anderem, daß die Holz-Häuschen der Arbeiter in dem großen Lande durch die Post bestellt werden könnten und innerhalb eines Monats aufgestellt werden. Die Häuserfabriken „drüben" fabrizieren die Häuschen immer zirka 1000 Stück gleich auf Lager, und, da oft keine Keller gebaut werden, weil der Amerikaner nie Vorräte aufkauft, da er alles gleich haben kann, so wird ein solches Haus nach der Bestellung sofort verpackt und verschickt, um am Bestimmungsort aufgestellt und gleich bewohnt zu werden.

Währenddem wir gemütlich in unserer Ecke plauderten, wurde uns gegenüber der Wagen in ein Schlafzimmer umgewandelt. Die Sitzbänke wurden hervorgezogen, die Lehnen heruntergelassen und ein regelrechtes Bett mit Matratze, sauberen, weißen Leintüchern, Kissen und allem Zubehör aufgebaut. Wir haben sehr gerne einmal zugeschaut, wie flink das Anziehen der Kissen dem bedienenden Neger von der Hand geht, wie er die Kissen sorglich schüttelt und die Decke glatt streicht, damit ja alles tadellos aussehe. Die oberen Betten werden von der Wand heruntergelassen,

an der sie während des Tages befestigt sind und in gleicher Weise bereitgemacht. Der Neger hängt eine kleine Hängematte an die Wand, in welche die Kleider gelegt werden können. Ein Kleiderhaken ist für jeden Passagier vorgesehen, und ich habe, als ich zum erstenmal in meinem unteren Bette mich zur Ruhe legte, mit mißtrauischen Augen auf die von oben herunterhängenden zwei Hosenbeiner hingeguckt, ob sie mich wohl nicht in meinen Träumen stören würden . . . .?

Die Betten sind durch eine Holzwand voneinander getrennt und werden mit dichten, grünen Vorhängen gegen den Mittelgang abgeschlossen. Jedes Bett hat zwei elektrische Lämpchen in seinem Raum, die vom Passagier bedient werden können, sodaß man, wenn man noch nicht schlafen will, bequem lesen kann.

Ein Spiegel hilft am Morgen zur notdürftigen Toilette, die in dem eigens dazu eingerichteten Wasch- und Toilette-Raum dann beendet wird, von den Damen am einen, von den Herren am anderen Ende des Wagens.

Der Waschraum ist sehr schön ausgestattet mit messingenen Waschbecken, die mit warmem oder kaltem Wasser gefüllt werden können. Im Sommer, d. h., so lange es in Amerika heiß ist, was noch im Oktober der Fall sein kann, steht auch Eiswasser zum Trinken zur Verfügung. Seife, Waschtücher, Kamm, Bürste liegen auf zur allgemeinen Benutzung.

Ich erwachte aus einem etwas unruhigen Schlafe in dem immerhin ungewohnten Bett, als eine schwarze Hand sich zwischen den Vorhängen zu mir hereinschob, an meinen Leintüchern zupfte und mit freundlicher Stimme sagte: „Es ist Zeit, aufzustehen, wir werden in einer hal-

ben Stunde in Detroit sein." Im ersten Moment war ich erschrocken aus dem Bereiche der schwarzen Hand weggerutscht, beruhigte mich dann aber rasch, als ich mich erinnerte, wo ich sei und den Neger erkannte, dem die Bedienung des Wagens oblag. Richtig, Detroit. Meine Toilette ging diesmal auch „amerikanisch", denn bei der ersten Reise schon das Aussteigen zu verpassen, das wollte ich doch nicht auf mich nehmen. Doch sah ich, daß der Neger mit einer halben Stunde reichlich Zeit für die Toilette berechnet hatte, alles lag ja an der Hand. Als ich vom Waschraum zurückkehrte, war auch mein Bett bereits wieder in eine Bank umgewandelt, auf der mich meine Reisekameraden erwarteten.

Es war ziemlich kühl, als wir morgens 7 Uhr den Bahnhof von Detroit verließen. Die erste Fahrt durch die Stadt war nicht gerade erbaulich. Detroit gehört zu den amerikanischen Industriestädten, die sich während des Krieges rapid vergrößert haben. Der Ort hatte vor dem Kriege etwa die Größe von Zürich, d. h. zirka 200,000 Einwohner. Jetzt wird nahezu eine Million erreicht sein. Das auffallendste äußere Zeichen dieses schnellen Wachstums sind die ganzen Straßen, ja ganzen Quartiere von Holzhäusern, die je nach ihrem Alter auch mehr oder weniger hübsch aussehen. Der Stadtteil um den Bahnhof herum hat uns, offen gesagt, einen Schrecken eingejagt. Von Architektur, Linien, Harmonie oder ähnlichem konnte überhaupt keine Rede sein. Man sah es den ganzen Straßen an, daß sie fast über Nacht entstanden und hauptsächlich aus praktischen Gesichtspunkten heraus gebaut wurden. Wenn man von einem Baustil überhaupt reden kann,

so stand da ein kunterbuntes Durcheinander in Reih' und Glied, an dem wir zweifelhaft hinaufguckten, wie lange das wohl halten sollte? Holzbaracken, Schuppen wechselten mit massiv gebauten Wolkenkratzern, an denen meistens durch An-, Auf- oder Nebenbauten herumgeflickt worden war: man hatte überall möglichst rasch vergrößern müssen. Man sagte uns nachher, daß wir durch eines der unordentlichsten Quartiere der Stadt gefahren seien. Wenn ein Holzhaus nicht mehr hält, so baut man eben ein neues. Im Geschäftsviertel hat man keine Zeit, auf „Anpassung ans Ganze" zu sehen!

Wir hatten im größten Hotel der Stadt drei Tage voraus Zimmer bestellt, erhielten aber bei der Ankunft den Bescheid, es werde erst gegen Abend etwas frei. Und wie viel hätten wir um ein warmes Bad, um einen eigenen Raum gegeben, in dem wir uns ungestört hätten ausruhen können!

Im Hotel herrschte reges Leben. Die Ankommenden standen in langen Reihen und warteten auf Zimmer. Der Hotelbau hat in Detroit mit dem Anwachsen der Stadt eben nicht Schritt gehalten, sodaß es dort stets schwer ist, gute Unterkunft zu finden. Das beste Mittel, sich die Zeit zu vertreiben, ist die Arbeit. Wir setzten uns denn auch in einen der schönen Gesellschaftsräume und arbeiteten an einem Heimbericht.

Zum Mittagessen waren wir bei einer Deutschamerikanerin zu Gaste geladen. Wir sahen auf dem Wege dorthin einen anderen Teil von Detroit, der für uns ebenso interessant war. Hier formten sich die Straßen durchwegs durch Einfamilien-Holzhäuschen, die jedoch, je nach dem Quartier, das wir durchfuhren, einen sehr

verschiedenen Eindruck machten. Wir konnten die ganze Entwicklungsgeschichte eines solchen Hauses wie ein Kinematographenbild an uns vorüberfahren sehen, jedoch in umgekehrter Zeitfolge. Ganz verlotterte, leichte Häuschen, von Rauch und Ruß schwarz geworden, mehr Hütten, in denen die Scheiben durch Papier verklebt waren oder ganz fehlten, reparaturbedürftig, standen sie da in Straßen, die mit Lumpen, Speiseresten, Papierfetzen, Schmutz und Kehricht gefüllt waren. Von hübschen Blumen oder Gardinen war schon gar keine Rede. Es war das Neger- und Judenquartier, wie man uns belehrte. Vor kaum fünf Jahren seien diese Straßen von den besten Bürgerfamilien bewohnt gewesen, von Amerikanern und Deutschen, etwa noch Oesterreichern. Diese waren fortgezogen und hatten den Italienern, Polen, Slovaken, Russen, Juden und zuletzt den Schwarzen Platz gemacht. Langsam sinkt eine Gegend immer tiefer, bis nach zehn fünfzehn Jahren die Häuschen unbewohnbar geworden sind und zusammenfallen. Je tiefer eine Nation steht, von welcher die Einwanderer stammen, desto weniger Sorgfalt legen sie auf ihre Wohnung und Umgebung.

Weiter hinaus wurde es besser. Wir kamen zuletzt in das deutsche Viertel, das natürlich eigene Kirchen und auch eigene Schulen hat, an denen nun die deutsche Sprache, die während dem Kriege verboten gewesen war, zum Unterricht wieder zugelassen wurde.

Welch' ein Unterschied zwischen einem deutschen Holzhaus und demjenigen von einem Juden oder gar Neger bewohnt!

Auch hier herrschen die leichten Holzhäuser vor, wechseln aber mit solchen aus rotem Backstein, wie man sie in Eng-

land hauptsächlich sieht. Die Holzhäuser sind meistens weiß gestrichen und sauber. Man erzählte uns, daß es oft vorkomme, daß die Hausfrau ihr Haus selber neu bemale, weil der Mann nicht die Zeit dazu finde und der Berufsmaler zu teuer sei. Vor den Häusern ist ein Rasen angelegt, gegen die Straße zu begrenzt durch einen Asphalt- oder Zementweg, der auch bei jedem Hause bis zur Haustüre führt. Er ist für die Fußgänger, die sich darauf ihre Schuhe meist sehr rein behalten können. Dem Straßenbord entlang steht auf jeder Seite eine Baumreihe, sodaß alle diese Straßen einen ähnlichen, alleeartigen Eindruck machen, den der hübsche, gleichmäßige Rasen noch erhöht. Was uns Schweizern hauptsächlich auffiel, war das gänzliche Fehlen irgend einer Umzäunung vor den Häusern. Nirgends war ein Besitztum abgegrenzt.

Wir traten in das Haus unserer Gastgeberin und waren überrascht von der Gemütlichkeit seiner Ausstattung. Teppiche, gepolsterte Schaukelstühle, die der Amerikaner so liebt, die grüne Tapete mit dem braunen Holzgetäfer und dem weißen Kamin, der Erker, in den eben die Sonne hineinguckte, alles das ließ uns sofort das „Heim" empfinden. Von der alten Mutter, deren Vater im Jahre 1837 nach Amerika ausgewandert war, wurden wir im reinsten Badenserdeutsch willkommengeheißen. Dabei war die Frau nie in Deutschland gewesen!

Von unseren Bekannten waren wir auf einen Abend zu einem Sonntagschul-Feste der deutschen Methodisten-Jugend von Detroit eingeladen worden. Die Methodisten-Gemeinde ist eine der stärksten der vertretenen religiösen Richtungen in Amerika und ist die von den Deutschen am meisten

bevorzugte Kirche. Da die Kirchen nicht staatlich sind, müssen sie sich selber, d. h. durch die Beiträge ihrer Mitglieder, erhalten und ihre Pfarrherren besolden. Wo eine Kirche in einer reichen Gegend steht, ist dies leicht, und es können aus den gespendeten Geldern wahre Paläste von Gotteshäusern gebaut werden. Es ist in Amerika allgemein üblich und gehört durchaus zum guten Ton, einer Kirche zuzugehören. Seine Mitgliedschaft erwirbt man mit einer Unterschrift und einem jährlichen Beitrag, der obligatorisch ist. Doch bleibt seine Höhe der Gebefreudigkeit der Mitglieder überlassen. Aus diesen Beiträgen erhalten auch die Pfarrherren ihre Besoldung.

Da ist es denn oft mit den Besoldungen in armen Gegenden schlimm bestellt. Es braucht viel Liebe zur Sache, wenn ein Pfarrer mit seinem kargen Lohn bei seiner Gemeinde ausharren will, und es ist begreiflich, daß die armen Quartiere der Großstädte sehr oft an Pfarrnot leiden. Aus diesem Grunde hat man kürzlich den echt amerikanisch praktischen Vorschlag gemacht, statt der Pfarrherren — — Phonographen auf die Kanzeln zu stellen, die den Dienst auch tun und weniger Unterhalt kosten. So würden den armen Gemeinden auch nicht die guten Redner gleich weggeholt werden!

Diese amerikanischen Kirchenmitgliedschaften bilden eine Art Clubs mit Präsident und Vorstand, die sich der andern Mitglieder in eingehender Weise annehmen. Eine jede Kirche hat ein ausgedehntes Netz von Wohltätigkeitseinrichtungen, gibt Gelegenheit zu gesellschaftlichem Leben durch Zusammenkünfte, Vorträge, sogar Ballabende. Es erzählte mir eine Schweizerin in Boston, daß sie alle ihre Anregungen

und Freuden allein ihrer Kirche verdanke!

An ein solches, kleines Fest der „Sonntagsschule für Erwachsene" waren wir nun eingeladen zu Ehren unseres Begleiters, eines Mitglieds der Studienreise, der sich vor Jahren längere Zeit in Detroit aufgehalten und diesem Vereine angehört hatte.

Wir waren etwas überrascht, als wir in die Kirche traten und einen einfachen Raum mit zusammengestellten Stühlen und Tischen vor uns hatten, der mehr einem Lagerraum als einer Kirche glich. Und mit großem Eifer zupfte uns eine der Damen am Arm: „Kommen Sie, kommen Sie, ich muß Ihnen unsere hübsche, neu eingerichtete — Küche zeigen!" Wir folgten ziemlich betreten und fanden dies eine sehr komische Kirche, die erst einen Lagerraum und nachher eine Küche aufwies. In unsern Kirchen — predigt man!

Nun, in den amerikanischen Kirchen predigt man auch. Und man hört auch in Amerika der Predigt zu. Aber der Saal für den Gottesdienst befand sich hier eine Treppe hoch, über den Sonntagsschulzimmern, der Küche und den Versammlungslokalen der festlichen Anlässe. Er war ganz neu hergerichtet und hatte eine wunderschöne Orgel. Ich habe überhaupt in Amerika in verhältnismäßig kleinen Lokalen ganz prachtvolle Orgeln gesehen. Die Amerikaner müssen diese Musik sehr lieben.

Unterdessen mußten wir nun aber die Küche bewundern und das praktisch eingerichtete, vollständige Inventar, das sich hier vorfand. Gas, Elektrisch, Wasser, kalt und warm natürlich, alles war da.

Wir traten in den ersten Raum zurück. Dort hatten inzwischen die jungen Leute, die zur Feier dieses Abends jeder eine oder mehrere seiner Freundinnen hatte mitbringen dürfen, den Bankettisch hergerichtet,

gedeckt und geschmückt. Blumen und Früchte-Platten standen schon auf dem weißen Tischtuch. Die von den Eingeladenen selbst gebackenen, mitgebrachten Kuchen, Torten und Güetzi waren ebenfalls hingestellt worden, und in der Küche wurde eifrige Teefabrikation betrieben.

Die Feier wurde mit Gebet und Ansprachen begonnen, wobei unser Freund begrüßt und aufgefordert wurde, einige Worte zu sprechen. Dann setzte man sich fröhlich an den Tisch, und mit Essen, Plaudern und allerhand Spielen, hauptsächlich von der Jugend praktiziert, vergnügte man sich. Daß dabei das Tanzen nicht zu kurz kam, ist selbstverständlich. Der Amerikaner tanzt zu gern und faßt dieses Vergnügen zu harmlos auf, als daß er eingesehen hätte, das Tanzen in der Kirche sei etwas, das sich nicht gehört!

Henry Ford.

Detroit, 19. Sept. 1919.

Wenn man in Detroit ist, besucht man natürlich auch die Automobilfabrik von Henry Ford, welche eine der größten der Welt ist und 52,000 Arbeiter im Dreischichten-Wechsel beschäftigt.

Henry Ford, der aus ganz einfachen Verhältnissen stammt, hat es sich zum Ziel gesetzt, Automobile für den einfachen Mann, Traktoren für kleine Farmen zu fabrizieren, damit auch diese von den Errungenschaften der neuesten Technik auf diesem Gebiete profitieren können und in gewissem Sinne höherer Lebensgenüsse teilhaftig werden. Es ist zudem zu sagen, daß das Automobil in Amerika schon längst nicht mehr als Luxusgefährt betrachtet wird, sondern eben helfen muß, die weiten Entfernungen zu überwinden. Henry Ford

hat sein Fabrikationssystem sehr genial eingerichtet, der Besucher kann den einzelnen Maschinenteilen, die durch ein automatisches Band an den Arbeitsplätzen vorbeigeführt werden, ständig folgen und sieht, wie das Auto gebaut wird und schließlich fertig zur Maschinenhalle hinausfährt.

Für unsere kleine Studiengesellschaft war der Besuch in der Autofabrik Ford von außerordentlich hoher Bedeutung, kamen wir doch dort zum erstenmale mit der amerikanischen Industrie in nähere Berührung. Wir hatten uns die Aufgabe gestellt, das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu studieren. Hier bot sich uns zum erstenmale die Gelegenheit dazu. Allerdings waren wir nicht wenig erstaunt, als man uns erklärte, die Firma besitze kein „Wohlfahrtsdepartement", denn Henry Ford war uns als eine der vorbildlichsten Firmen auf dem Gebiete der Arbeiterfürsorge genannt worden. Im Verlaufe unserer vielstündigen, mündlichen Konferenzen erfuhren wir dann allerdings so viel Interessantes und Grundlegendes über das Verhältnis der Firma zu ihren Arbeitern, daß sich uns in gewissem Sinne eine neue Welt erschloß.

Die Beratungsstelle.

Henry Ford will bloß den Namen „Wohlfahrt" nicht, sondern nennt diese Abteilung „Beratungsstelle" und stellt seinen Mitarbeitern die gewaltige Aufgabe, daß sie die Familienverhältnisse jedes einzelnen Angestellten und Arbeiters kennen lernen und daß sie versuchen müssen, die Leute individuell zu behandeln und ihnen vorwärts zu helfen. Die Beratungsstelle hat zirka 150 Beamte, denen 100 Autos zur Verfügung stehen.

Henry Ford vertraut jedem Menschen: „Jeder Mensch hat etwas Gutes in sich, man muß dieses Gute nur heraussuchen und ihm auf dieser Basis helfen. Wichtig ist für uns vor allem, daß wir jeden Mann da hinstellen, wohin ihn seine geistigen und körperlichen Kräfte befähigen. Man macht Proben mit ihm, der Arzt untersucht ihn, und wir ruhen nicht, bis er sich in seiner Arbeit glücklich fühlt. Erst dann kann ein Mensch sich voll entwickeln, wenn er am rechten Platze steht. Dazu braucht es aber Liebe und wieder Vertrauen.

Wenn der Mensch etwas aus seinem Herzen heraus zu geben hat, so fühlen es die andern Menschen, und deshalb wohl haben wir Erfolg bei unsern Arbeitern. Ich stehe jederzeit als Vertreter von Ford da und habe seinen Willen auszuführen. Manchmal hätte ich Lust, bei all' den Klagen ungeduldig zu werden, aber ich darf meinem persönlichen Willen keinen Ausdruck geben, für mich gilt nur der Wille Henry Fords." So sagte uns sein Sekretär.

Er betonte auch, wie wichtig es für den guten Geist sei, daß man den Leuten erklärt, warum eventuell ihre Wünsche nicht erfüllt werden. Das verhindert Erbitterung in den meisten Fällen.

Ueber allem steht das Gebot, persönlichen Kontakt mit den Arbeitern zu gewinnen, ihnen in jeder Lebenslage zu raten und ihnen weiterzuhelfen, ohne daß sie dafür zu danken haben.

Die Fabrik ist nach dem Grundsatz organisiert, daß die Arbeit von einer Hand in die andere geht, daß einer ohne den andern nichts machen kann, daß eine ständige Verbindung zwischen den Arbeitern sein muß. Und es scheint mir, daß der Grundsatz nicht nur auf die Tätigkeit, auf das

rein mechanische und erwerbstechnische gilt, sondern besonders auf die persönlichen Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer Geltung hat. „Wir wollen glückliche Menschen, weil glückliche Menschen lieber arbeiten."

Diesem Grundsatz entspricht auch das Verfahren, daß Arbeiter, welche an einer Maschine nichts leisten oder einen Posten schlecht ausfüllen, ärztlich untersucht werden, damit man herausfinde, welcher Art Arbeit ihre körperliche Leistungsfähigkeit angepaßt ist. Ein öfterer Wechsel erhöht oft sehr die Arbeitsfreudigkeit und läßt eine bessere Beurteilung der Arbeitsleistung zu.

Ein reizendes Spital en miniature ist innerhalb des Ford'schen Fabrik-Etablissements in Betrieb, wo eine Reihe von Spezialisten für Chirurgie, innere Medizin, Augen, Ohren und Nasen, auch Zahnärzte, täglich ihres Amtes walten. Die Patienten finden hier vorübergehende Behandlung; ernstere Fälle werden dem Stadtspital überwiesen.

Außerordentlich interessant ist die Ansicht von Dr. Marquis, dem Chef der „Beratungsstelle", über die Stellung der Frau. Er wünscht, daß die Frau in erster Linie der Familie lebe. Der Mann ist so bezahlt, daß die Leute bei richtiger Einteilung leben können. In einzelnen Fällen sind die Frauen von Fordmännern, wenn diese krank oder im Dienste waren, angestellt worden, doch nur im Notfalle, denn es hat zur Folge, daß die Familie zerrissen wird, wenn die Mutter nicht daheim ist.

Die erste Wichtigkeit ist nach Dr. Marquis, daß die Kinder gut erzogen werden, daß der Mann ein richtiges Familienleben hat. Nur dann kann er seine

Pflichten im Geschäft ganz erfüllen. Eine müde Frau kann die Familie und den Haushalt nicht recht besorgen, die Rückwirkung auf den Mann ist schlimm. Es sind dies alles Binsenwahrheiten und doch werden sie von unserer Gesetzgebung immer noch nicht erkannt.

Vor dem Krieg wurde den Fordarbeitern nicht erlaubt, daß mehrere Familien in einem Hause wohnen oder ein Fremder bei einer Familie in Pension sei. Diese mußten in dafür eingerichtete Pensionen gehen, die für Leute, die sie hielten, Lebensverdienst waren. Gründe: 1. ist der Arbeiter gut genug bezahlt, daß er einen Nebenverdienst nicht nötig hat. 2. sollten die Frauen nicht mehr Arbeit als nötig bekommen. 3. bringen Fremde Unruhe ins Heim.

Ford betont auch, daß er nicht erlaube, daß die Frauen Heimarbeit übernehmen, weil der Haushalt darunter leide. Die Arbeiter verdienen so viel, daß sie diesen Nebenverdienst nicht nötig haben. Ford kann eben unseren „Wenns" und „Abers" immer wieder dieses Argument entgegenstellen: „Unsere Arbeiter verdienen genug!" Wenn wir in der Schweiz auch so weit wären!

Dr. Marquis studiert momentan ein Versicherungsgesetz für die Fordarbeiter, nach dem die Frauen, wenn der Mann gestorben ist, so viel erhalten sollen, daß sie ihre Kinder richtig erziehen können, ohne selbst verdienen zu müssen. Die Auszahlungen würden automatisch mit dem Heranwachsen der Kinder vermindert. Sein Wunsch ist, daß der Staat ein solches Gesetz erlasse, d. h. daß die jetzige Mutterversicherung so weit erhöht werde, daß sie eine wirkliche Versicherung und nicht nur ein Almosen bedeute.

„Die Frauen erfüllen dem Staat gegenüber eine große Pflicht. Sie geben ihm Kinder, die der Staat braucht. Also hat der Staat die absolute Verpflichtung, für diese Kinder zu sorgen, und zwar in weitgehender Weise. Der Segen wird nicht ausbleiben."

„Kein Mensch kann gute Arbeit tun, wenn er in einem schlechten Heim wohnt!" sagt Henry Ford. Wohlverstanden, er sagt „Heim!" Es ist nämlich ein Unterschied zwischen einem Haus und einem Heim. Ein Mann, der Streit hat mit seiner Frau, ist im Geschäft mit seinen Gedanken nicht bei der Arbeit. Bei Krankheit, Schulden ebenso. Das Heim ist das Fundament von allem. Die Erziehung der Kinder ist heute das wichtigste. Man kann Arbeitgeber und Arbeitnehmer nicht in ein freundliches Verhältnis zu einander bringen, wenn ihre Kinder nicht im freundlichen Verkehr miteinander leben. Dieses gegenseitige Verstehen zu ermöglichen, ist eine Aufgabe für die neue Generation.

Die Familien werden von den Beamten der Beratungsstelle von Zeit zu Zeit besucht. Man schaut nach, ob das Geld richtig verwendet wird, ob die Familie richtige Wohnungen hat. Ist eine Frau krank, so sendet man ihr eine Pflegerin, den Arzt, man hilft den Kindern, dem Mann. Die Auslagen, die für die einzelne Familie in der Hilfstätigkeit gemacht werden, soll der Arbeiter wenn möglich zurückzahlen, denn sein Lohn ist so hoch, daß er dies kann. Ein Fordarbeiter soll Kredit haben. Er soll vorwärtskommen, und in Wirklichkeit ist dies auch der Fall. Ford will Männer erziehen und wünscht, daß der Name „Fordmann" oder „Ford-Arbeiter" ein Ehrentitel sei für jeden, der ihn trägt.

Dr. Marquis ist der Ansicht, daß alle Knaben arbeiten lernen sollen, die reichen so gut wie die armen. Es sollte ein Gesetz aufgestellt werden, nach dem jeder Knabe einen Beruf zu erlernen hat. Man würde dadurch wieder auf einen alten, jüdischen Lehrsatz zurückkommen. Schon der Knabe muß die Gleichwertung aller Menschen empfinden. Auch diejenigen Arbeiter, die auf Hochschulen waren und aus irgend einem Grunde nicht weiter studieren konnten, sondern zu Ford kamen, um Arbeit zu suchen, waren absolut nicht geschickter, als ein ganz ungelernter, neuer Arbeiter, für Ford also auch nicht mehr wert.

Die Firma hat einen mächtigen Saal als Knaben-Lehrwerkstätte eingerichtet, wo die Knaben praktischen Unterricht erhalten. Sie unterstehen hier dem Einfluß gebildeter Lehrer und können besser daraufhin geprüft werden, nach welcher Seite ihre geistigen und manuellen Kräfte am besten verwendet werden, als wenn sie als Schulbuben in den großen Werkstätten arbeiten müßten. Sehr oft gehen die Knaben von hier zur Konkurrenz als gute Mechaniker; aber Henry Ford läßt sich dadurch offenbar nicht entmutigen.

Einer der Herren von Ford führte uns mit einem Auto zu den Landkolonien der Fordarbeiter. Die Firma selbst beschäftigte sich bis jetzt weder mit dem Bau, noch mit dem Kauf solcher Häuser, weil sie ihren Arbeitern gegenüber nicht Mietsherr sein wollte. Sie hat ein Projekt in Aussicht, wonach sie vorläufig 40 Häuser bauen will, sie an ihre Arbeiter abgibt und sich nur das Recht vorbehält, daß das Haus nicht zu einem teuren Preis weiter verkauft werden darf. Damit will sie jede Spekulation verhindern, denn:

„Arbeiter, die spekulieren, sind mit ihren Gedanken nicht bei ihrem Werk."

Das Land rings um Detroit wird in Parzellen eingeteilt, dann werden zuerst die Zement-Trottoirs gemacht und darauf die Holzhäuschen gebaut. Die einfachen Häuschen werden im Blockstil erbaut und enthalten meist vier bis fünf Räume ohne Dachstock und Keller. Dagegen gehört ein kleiner Schopf dazu, der vor dem Bau des Hauses erstellt wird und als Aufbewahrungsort für Baugeräte, Material usw. dient. Nachher ist er oft auch Kohlenkeller oder es werden Haustiere darin gehalten.

Die Häuslein sind, von außen gesehen, sehr primitiv, holzgeschindelt und haben als einzigen äußerlichen Schmuck eine kleine Holzterrasse, „Porch" genannt, an der Frontseite des Hauses. Es ist ein sehr praktischer und gemütlicher Platz.

Durch die Haustüre tritt man gleich in einen heimeligen Frontraum, in dem Kamin und Schaukelstuhl nicht fehlen dürfen und der, wenn irgend möglich, mit Teppichen belegt ist.

Ein Eßzimmer schließt sich an, auf das nach hinten die Küche folgt, die separaten Eingang hat für Lieferanten. Dieser bildet zugleich die direkte Verbindung mit dem Garten. Seitlich an Frontraum und Eßzimmer schließen sich 2—3 Schlafzimmer an, meist mit Bad.

Die Amerikaner verstehen es, außerordentlich viel Behaglichkeit in ihre Wohnräume hineinzubringen. Teppiche und bequeme Armstühle fehlen selten und nur in den ganz ärmlichen Häusern. Sehr oft ist ein Phonograph (die in Amerika sehr billig und sehr gut sind), ein kleines Klavier und dergleichen vorhanden. Badezimmer sind in Amerika viel mehr eine Notwendigkeit, als ein Luxus. Zudem gibt der

Amerikaner, auch der einfache Arbeiter, sehr viel auf Körperpflege.

Es liegt etwas Gewaltiges darin, daß jede Familie ihr eigenes Haus hat. Damit ist natürlich ein großer Schritt zur Lösung des Arbeiterproblems getan. Menschen, die eigenen Grund und Boden besitzen, kennen mehr Heimatgefühl, als solche, die nichts zu verlieren haben. Außerdem haben die Männer für ihre viele freie Zeit Arbeit, denn auch in Amerika ist die 8—9stündige Arbeitszeit überall durchgeführt und dazu so zusammengedrängt, daß der Feierabend oft auf 4 oder 5 Uhr fällt.

Für unsere Verhältnisse sind diese Arbeiterhäuser zu primitiv gebaut, die Küche meist ohne Verschalung und mit Holzboden. Gefeuert wird mit Gas. Außerdem ist zu sagen, daß die Häuser kaum für länger als 10 bis 15 Jahre gebaut sind, wenn nicht sehr viel an den Unterhalt verwendet wird. Die Amerikaner sind sehr praktische Leute, sie malen ihre Häuser selbst und verwenden sehr viel Zeit an den inneren Ausbau.

Es ist auch etwas typisches für den Amerikaner, daß er sein Haus einfach baut mit dem Gedanken, daß er, sobald er mehr verdient, dieses kleine Haus verkauft und ein größeres nimmt. Der Amerikaner dieser Großstädte lebt viel mehr der Gegenwart und hofft auf die Zukunft nur insoweit, als sie ihm bessere Verhältnisse bringen kann.

Detroit, den 19. Sept. 1919.

Durch die freundlichen Führer, die uns von den Y M C A (Christlichen Verein junger Männer) zur Verfügung gestellt worden sind, haben wir Gelegenheit gehabt, in Detroit, der großen Fabrikstadt, noch

eine Reihe von Betrieben zu sehen. Einer der Herren stellte uns seinen kleinen „Ford" zur Verfügung, so daß wir die Stunden sehr gut ausnützen konnten. Die Y M C A haben ihrer bisherigen Arbeit eine neue Abteilung, das „Industriedepartement", angegliedert und in allen großen Fabrikstädten besondere Sekretäre dafür angestellt. Diesen sind eine Reihe von Aufgaben überbunden, die sie mit den Fabrikarbeitern in nähere Berührung bringen sollen.

Die fast in allen amerikanischen Städten sich befindlichen Y M C A-Clubhäuser, wie ich bereits eines schilderte, bilden oft den Mittelpunkt dieser Arbeit. Sehr oft ist der Y M C A-Sekretär der Organisator von Lehrkursen, von Mittags- und Abendunterhaltungen, von Picknicks usf.

Wir haben in allen Fabriken, die wir in Detroit besuchten, besonders die Arbeiterfragen studiert und fanden die von Ford vertretenen Grundsätze da und dort wieder vor, nur vielleicht nicht ganz in so weitherziger Weise. Besonders scheint das Prinzip des persönlichen Kontaktes vorzuherrschen. In vielen Fabriken sind eigene Leute angestellt, die sich nur mit Arbeiterfragen beschäftigen und sich besonders der Unterhaltung und Beschäftigung der Arbeiter außerhalb ihrer Berufszeit annehmen.

In einer großen Schiffswerfte sind wir gerade zu einem Konzert gekommen, das ein Y M C A-Sänger den Arbeitern während der Mittagspause auf dem Fabrikhofe hielt. Wir sind im Laufe unserer Amerikareise diesen Mittagsunterhaltungen in den Fabriken noch öfters begegnet.

Während wir in der Schweiz mehr Wert auf Wohlfahrtseinrichtungen materieller Art legen, stellen sich die Ame-

rikaner offensichtlich auf den Standpunkt, das persönliche Verhältnis enger zu gestalten. Ihre Wohlfahrtspläne sind ganz nach diesem System gehalten.

Im großen und ganzen sind Küchen und Speisesäle nicht so schön eingerichtet, wie bei uns. Die Küchen sind sehr eng, meistens mit Gasheizung, die Herde längs der Wand gebaut und davor der ganzen Länge nach ein Büffett, sodaß der Koch möglichst wenig Bewegungen machen muß. Unsere Leute würden sich verwundern, wenn sie unter diesen Umständen arbeiten müßten.

Die Menus sind sehr vielgestaltig. Man gibt Suppe, Fleisch, Fisch, Gemüse aller Art, Kuchen, Früchte, kalte und warme Getränke, Icecream (Glace), je nach Auswahl. Es ist erstaunlich, wie rasch und mannigfaltig die Menus serviert werden. Das ist immer wieder zu betonen, daß die Amerikaner außerordentlich fix mit der Arbeit sind.

In vielen Fabriken wird in drei Schichten gearbeitet, d. h. Tag und Nacht, was natürlich an die Leistungsfähigkeit der Eßräume große Ansprüche stellt.

In Fabriken, wo weibliche Arbeiter sind, findet man oft sogenannte Ruheräume, die sehr hübsch ausgestattet und mit bequemen Möbeln versehen sind. Sie dienen den Arbeiterinnen über die Mittagszeit oder, wenn sie sich nicht wohl fühlen, während der Arbeitszeit. Meistens hat eine Krankenpflegerin die Aufsicht über den Ruheraum.

In der Pillenfabrik Parke & Davis fanden wir einen reizend eingerichteten Saal vor, in dem neben den Mahlzeiten auch Unterhaltungen, Vorträge, Tanzanlässe usw. stattfinden. Was uns sofort auffiel, war das gute Aussehen des

Raumes; er war sehr sauber, sehr aufgeräumt und doch gemütlich. Unsere Vermutung, daß eine Dame die Aufsicht darüber habe, hat sich denn auch bestätigt. Uebrigens wird die Oberaufsicht über die weiblichen Arbeiter an den meisten Orten einer Dame übergeben.

Während dem Kriege haben sich die Mädchen dort alle willig der Rotkreuz-Arbeit gewidmet und während einiger Zeit mittags und abends in dem Saal für das Rote Kreuz genäht. Es soll nun ein eigenes Klubhaus für die Mädchen gebaut werden, ein Zeichen, welch guten Anklang die Einrichtung gefunden hat. Wir finden hier eine schöne Bücherei, die von der Volksbibliothek geliefert und von ihr von Zeit zu Zeit mit frischen Bänden ersetzt wird, ferner eine Reihe Magazine und Zeitschriften.

Der nächste Besuch führt uns in die große Automobilfabrik Packard. Dem Wohlfahrtsdepartement steht ein Herr für die männlichen und eine Dame für die weiblichen Arbeiter vor. Die letztere hat ihre Ausbildung für diese Arbeit durch eine besondere Schule der YWCA (Christliche Vereine junger Frauen) erhalten.

Die Arbeiter von Packard können, wenn sie etwas auf dem Herzen haben, jederzeit bei der Beratungsstelle vorsprechen. Wenn sie in Geldnöten sind, wird ihnen von der Fabrik geborgt. Die Fabrik arrangiert gemeinsame Picknicks mit den Arbeitern. Sie führt einen eigenen Laden, in dem die Arbeiter alles, was sie brauchen, zu Selbstkostenpreisen kaufen können. Damit ist eine Schneiderwerkstätte verbunden. In der Fabrik ist ständig eine Krankenpflegerin zur Hilfe bei Unglücksfällen anwesend. Wenn die Arbeiter Krankheit daheim haben, wird ihnen eine Heimpflegerin ge-

schickt. Sie haben eine Krankenkasse, an die die Fabrik und die Arbeiter je die Hälfte zahlen. Eventuell wird den Kranken auch der Arzt bezahlt.

Nach fünf Jahren Arbeitszeit erhalten die Arbeiter bezahlte Ferien von einer Woche. Diejenigen, welche 10 Jahre da sind, bilden eine sogenannte Aeltesten-Vereinigung. Die Angestellten haben ihre eigene Zeitung, die sie selber führen. Sie wird von der Fabrik bezahlt. Wenn ein Arbeiter die Fabrik verläßt, erhält er ein Führungs-Zeugnis. Solche, die man zu entlassen genötigt ist, werden erst noch zum Anstellungs-Departement geführt, damit dieses herausfinde, ob sie wirklich zu nichts zu gebrauchen sind, und ob man sie nicht zurückgeben oder für eine andere Arbeit anstellen kann. Denn man will nicht, daß der Vorgesetzte Arbeiter entläßt, sondern, daß er Arbeiter erzieht. Jeder Arbeiterwechsel bedeutet einen Schaden von 30 bis 50 Dollar für die Fabrik.

Für die Vorarbeiter und Vorgesetzten hat Packard eine eigene Uebungsschule. Es wurden früher zu viele Arbeiter durch die Angestellten entlassen. Nun machen sie aus den Vorarbeitern Mitarbeiter. Diese erhalten Unterricht in: Theorie zur Führung einer Fabrik, Produktionsvermehrung, Zeitstudien, Taylor-System, Akkord-Arbeit, Behandlung der Arbeiter.

Auch die Arbeiter haben eine Schule, die sie in neuen Arbeiten unterrichtet.

Ein Neger hat sich speziell der farbigen Arbeiter und ihrem Wohlbefinden anzunehmen.

Eine besondere Einrichtung fesselt unsere Aufmerksamkeit. Früher hatte die Firma keine weiblichen Angestellten, erst der Krieg mit seinem Männermangel brachte diese Neuerung. In einem Neben-

gebäude befindet sich jetzt ein großer Saal mit Werkzeugmaschinen, an denen die neu eintretenden Arbeiterinnen eine Lehre durchzumachen haben, für die sie einen etwas kleineren Lohn erhalten. Die Leiterin erklärte uns, daß die Mädchen in dieser Schule die Handgriffe rascher lernen als in der Werkstätte selbst. Außerdem, und das ist besonders für Frauen wertvoll, gewöhnen sie sich hier besser an den Lärm der Maschine und werden weniger nervös. Die Mädchen haben nämlich genau die gleiche Arbeit zu tun, die vor dem Kriege die Männer verrichteten, und auf unsere Frage sagte man uns, daß man ausgezeichnete Erfahrungen mit Frauenarbeit mache. Durch die feineren Hände sind sie meist noch geschickter als die Männer.

Die weiblichen Arbeiter werden auf der gleichen Stufe gehalten wie die männlichen. Sie sollen einen guten Einfluß auf ihre männlichen Kollegen ausüben nach dem Berichte der Leitung.

Als eine begrüßenswerte Neuerung wurde eingeführt, daß die Mädchen zehn Minuten vor den Männern schließen können, um die Straßenbahnen vor dem allgemeinen Andrang zu erreichen.

Wir sind in der Mittagspause bei Packard, wo wir ein kleines Essen einnehmen. Der Eßraum ist einfach, die Küche wieder sehr primitiv, und ich finde es direkt wunderbar, wie die Arbeit hier unter solchen Verhältnissen geleistet werden kann. Es nehmen lange nicht alle Arbeiter ihre Mahlzeiten im allgemeinen Eßraum ein. Viele von ihnen bleiben in den Arbeitsräumen oder im Hof. Nachdem der „Lunch", meist aus Sandwiches bestehend, eingenommen ist, wird die übrige Mittagszeit für Spiele und Unterhaltungen benützt. Wir finden hier eine sehr schöne

Musik in Tätigkeit, die eigene Instrumente besitzt. Die Firma gibt ihr Gelegenheit, in der Geschäftszeit ihre Stücke einzuüben und ihre Mahlzeiten etwas früher einzunehmen, um nachher für ihre Kameraden spielen zu können. Es sind etwa 35 Mitglieder.

Auf dem angrenzenden Spielplatz wird ein „base-ball-Spiel" ausgefochten, das viele Zuschauer herbeigelockt hat, die mit großem Eifer dabei sind. Wir können hier die große Freude der Amerikaner am Spiele beobachten. — Es finden jede Woche Mittags-Unterhaltungen statt.

Unsere Fahrt geht weiter und führt uns mit dem General-Direktor einer Reihe von Fabriken für Auto-Zutaten, Mr. Fisher, zusammen, dem Vizepräsidenten der Taylor-Gesellschaft. Er erzählt mir wichtige Details aus dem Leben der Arbeiter Amerikas. Vor allem ist interessant, daß der amerikanische Arbeiter darauf ausgeht, die Produktion zu erhöhen. So hat die Arbeiter-Union von Detroit Mr. Fisher dafür bezahlt, daß er in verschiedenen Betrieben das Taylor-System einführte. Die systematische Teilarbeit kann dadurch eine Besserung erfahren, oder besser gesagt, sie wird dadurch weniger langweilig, daß es einem Arbeiter freigestellt ist, die Arbeitsstelle innerhalb des Betriebes zu wechseln. Mr. Fisher betont, wie Packard und übrigens auch Dr. Marquis, daß es ihm sehr daran gelegen sei, jeden Austritt der Arbeiter zu vermeiden, denn jeder neue Arbeiter bedeutet für das Geschäft eine Vermehrung an Unkosten von 30—50 Dollar durch Anlernung, vermehrten Unfall 2c.

Auch Mr. Fisher vertritt die Ansicht, daß, wenn ein Arbeiter nicht so viel leiste, als die Maschine herausbringen kann, er gründlich untersucht werden soll, und zwar

von verschiedenen Seiten (Gesundheit, Heimbedingungen, Geldsorgen), um herauszubringen, welches der Grund seiner Minderleistung sei. So kommt man, wie uns Dr. Marquis bei Ford erzählte, auf ganz verschiedene Ursachen, die dem Beratungsdepartement Gelegenheit geben, seine Hilfe dienstbar zu machen.

Die Amerikaner betonen bei jeder Gelegenheit, daß alle diese Einrichtungen nur um des Geldes willen geschehen seien. „To make money" hören wir immer wieder, und doch glaube ich, daß sie viel mehr Idealisten sind, als wir. Sie reden vom Geld, meinen es aber nicht, wir reden nicht davon, denken jedoch daran. Der Amerikaner ist einfach ursprünglicher und naiver. Dem entspricht auch ganz seine außerordentliche Liebenswürdigkeit im Verkehr mit den Leuten.

Chicago, den 27. Sept. 1919.

Von Detroit haben wir das Dampfboot zur Ueberfahrt nach Cleveland benützt, das regelmäßig seinen Dienst zwischen den zwei Städten versieht. Nachts 11 Uhr war Abfahrt, eine ganz wunderschöne Fahrt von der beleuchteten Stadt hinweg in den mondbeschienenen Erie-See hinaus! Die Nacht war klar und die Sterne leuchteten, wie selten, und wir saßen bis spät noch auf Deck, die vergangenen Tage und ihre reichen Eindrücke miteinander besprechend. Wie hatte uns Henry Ford neuen Mut gegeben, auch unserseits an das Leben und an die Menschen wieder mehr zu glauben und mehr Liebe und Vertrauen den Mitmenschen entgegenzubringen! Wie waren wir glücklich, schon am Anfang unserer Studienreise so reiche Beute gemacht zu haben!

In Cleveland haben wir einen freundlichen Empfang bei den Schweizern gehabt.

Sie führten uns in einer langen Autofahrt durch die wundervollen Parks von Cleveland und ich hielt ihnen abends einen Lichtbilder-Vortrag über die schweizerische Grenzbesetzung, der freundliche Erinnerungen an die ferne Heimat weckte.

Wir hatten in Cleveland nur einen einzigen geschäftlichen Besuch vorgesehen und beschlossen, da auch ein geplanter Vortrag in Akron ins Wasser fiel, direkt nach Chicago weiterzureisen, besonders, da der Beginn des Stahlstreiks vor der Türe stand und man nicht wissen konnte, was dieser alles zur Folge hatte. Im Falle eines Stillstehens der Bahnen zogen wir einen längeren Aufenthalt in Chicago vor. Wir waren eben damals noch an unsere Schweizer-Streikverhältnisse gewöhnt und glaubten, einen Stahlstreik in einem so großen Lande müsse man doch wenigstens merken!

Chicago, nach Newyork die größte Stadt der Vereinigten Staaten, ist den meisten Leuten durch ihre Fleischkonserven-Fabriken bekannt und als sehr häßlich verschrien. Wir haben einen anderen Eindruck von ihr erhalten. Am westlichen Ufer des Michigan-Sees gelegen, der zu groß ist, als daß man seine gegenüberliegenden Ufer sehen könnte, ist sie von wunderschönen, großzügig angelegten Parks umgeben, welche die Stadt im Halbkreis einrahmen. Stundenlang kann man durch diese Parks fahren, ohne an ein Ende zu kommen. Die amerikanischen Städte weisen überhaupt alle sehr weitangelegte Parkanlagen außerhalb ihrer Häusermassen auf. Man sieht, daß der Boden dort noch billig zu haben ist und vor allem, daß man ihn eben bekommen kann! Die amerikanischen Parks bestehen in der Hauptsache aus weiten Rasenflächen, die sehr schön gepflegt und mit Bäumen bepflanzt sind.

Sie werden von breiten Fahrstraßen durchschnitten, die speziell für den Automobilverkehr sehr gut ausgebaut sind, meist asphaltiert. Man sieht denn auch in der geschäftsfreien Zeit diese Straßen besetzt von hart aufeinander folgenden Wagen vom prächtigsten, sechsplätzigen Luxusmotor bis zum einfachen Ford hinunter, in dem der Arbeiter seine Familie ausführt. Künstliche Seen sind angelegt, wo Ruderschiffe zur Verfügung stehen. Die weiten Rasen werden zu Spielen aller Art benützt. Für Kinder sind einige Spielplätze mit Schaukeln, Turngeräten u. a. m. hergerichtet. Wir hatten schon in Cleveland den Genuß einer solchen ausgiebigen Parkfahrt gehabt und nun war uns auch in Chicago Gelegenheit geboten, die städtischen Parks zu durchfahren und uns ein Bild von ihrer Ausdehnung zu machen.

Eine Eigentümlichkeit der Amerikaner ist, ihre Toten in ihre Parks hinein zur Ruhe zu legen. In Cleveland hatten wir den ersten solchen Parkfriedhof gesehen, den man nur an den auf dem Rasen liegenden, entweder ganz niedrigen, oder dann obeliskartigen Grabsteinen erkannte. Grabhügel machen die Amerikaner keine, der gleiche, ebenmäßige Rasen deckt alle, jung und alt, reich und arm, so recht zum Symbol, daß sie auch alle, die darunter ruhen, nun gleich sind, jeder Unterschied verwischt.

Chicago hat, wie Newyork, sehr große Fremdenquartiere, hauptsächlich Italiener, Juden und Schweden, von denen Chicago je eine größere Bevölkerungszahl aufweist, als Rom, Stockholm und als jede andere Judenansiedelung. Die Armenverhältnisse dieser Stadt sind denn auch von den schwierigsten, und die Heilsarmee hat, hauptsäch-

lich unter den fremden Elementen, noch reichlich Arbeit vor sich.

Auf dem Wasserwege ist Chicago durch einen Kanal mit dem Mississippi einerseits und durch die Seen (Michigan, Huron, Erie und Ontario) und dem Lorenzenstrom mit dem Atlantischen Ozean anderseits verbunden. Es ist kürzlich das erste Schiff direkt von Chicago nach Liverpool gefahren, und man gedenkt, diese Wasserstraßen sich noch mehr nutzbar zu machen.

Die Y M C A (Christlicher Verein junger Männer) in Chicago, La Salle-Street 19 S, gab uns bei unserem ersten Besuche einen ihrer Sekretäre, Herrn Hiller, mit, der sich nun jeden Tag neue Mühe gibt, uns alles das zu zeigen, was Chicago Interessantes aufzuweisen hat.

Am 23. September vormittags besuchten wir zuerst das Jugendgericht, wo die Richterin Mary Barthlemy daran war, die angeklagten Mädchen vorzunehmen. Die Verhandlungen gingen sehr rasch. Alle Fälle waren zusammengestellt in Akten, ein Arztzeugnis war jedem Falle beigelegt und eine Informatorin referierte über Hausbesuche. Der Jugendgerichtshof in Chicago ist der größte und der älteste der Welt. Er ist seit 19 Jahren in Tätigkeit. Bei Beginn brauchte man sieben Angestellte, um die Heimbedingungen der angeklagten Kinder zu untersuchen. Jetzt sind deren 150 beschäftigt. Im Jahre 1918 hatte der Gerichtshof sich mit 702 Kindern abgegeben. Die Ueberwachung der Kinder nach Strafverbüßung oder Freilassung ist eines der wichtigsten Departemente des Gerichtshofes. Die Kinder werden alle ermutigt, lange zur Schule zu gehen. Kinder, die bei Abbüßung der Strafe etwas verdienen, werden erzogen, Sparbüchlein anzulegen.

Alle die verschiedenen Wohltätigkeits-Organisationen Chicagos werden zur Mitarbeit herangezogen. Zur Untersuchung der Fälle, Heimbesuche 2c. werden immer Mitarbeiter von der Nationalität ausgesandt, der das fehlende Kind angehört, oder doch solche, die seine Muttersprache sprechen: Neger für Negerkinder, Italienerinnen für Italienerkinder, Polinnen für kleine Polen usw. usw.

Solange noch Männer über die Mädchen zu Gerichte saßen, bekamen sie nie recht die Wahrheit heraus. So wählten die Richter eine Frau, Mrs. Barthlemy, als Richterin über die Mädchen. Man glaubt es gern, daß Mrs. Barthlemy mit ihren strengen, ernsten und doch so gütigen Zügen und in ihrer geduldigen Art bei den jungen Geschöpfen mehr Erfolg hat, als ein Mann. Ihre Persönlichkeit hat uns einen tiefen Eindruck gemacht.

Sie hat in den meisten Fällen nach der Befragung die Kinder hinausgeschickt, um mit den Eltern ein ernstes Wort zu reden, ihnen entweder die Gründe des kindlichen Fehlens zu erklären — sehr oft handelte es sich um schwachsinnige Mädchen — oder Verhaltungsmaßregeln zu geben zur Behandlung der Kinder. Sie scheute sich auch nicht, den Eltern über begangene Fehler Vorwürfe zu machen. Sie hat in einem Falle sehr Mühe gehabt, einem Vater zu erklären, daß seine vierzehnjährige Tochter die Mentalität eines siebenjährigen Kindes habe und einem andern Vater sehr ernstlich zureden müssen, daß er Klage einreiche gegen den Verführer seiner Tochter, ansonst man ihn nicht bestrafen könne. Der Vater, ein Jude, fürchtete sich vor der Rache jenes Mannes. Verführung von Minderjährigen

wird in Amerika am Verführer ganz strenge bestraft.

Es braucht jedenfalls eine feine Psychologin, um sich durch den Wirrwarr von Scham, Angst, Frechheit und Unwissenheit bei den Angeklagten hindurchzufinden und ein richtiges Urteil zu fällen! Ein Urteil für Jugendliche soll nämlich nicht Bestrafung der Mädchen, sondern Besserung bezwecken. Schwachsinnige werden in die staatlichen Schulen für Schwachsinnige versorgt. Es hatte an jenem Morgen verhältnismäßig viele solche Mädchen dort, und man hat uns auch gesagt, daß die Mädchen meistens nicht schlecht sind, sondern nur unwissend. Gewöhnlich kommen bei ihnen sexuelle Probleme in Frage. Wenn die Mädchen aber schlechter sind, so sind sie es gleich sehr. Etwa ¼ aller Fälle sind Mädchen, der Rest Knaben.

Wenn irgend möglich, werden die Kinder nicht bestraft, sondern auf Probezeit gestellt. (Bedingter Straferlaß.) Schwangere Mädchen werden in Anstalten versorgt, wo sie die Zeit ihrer Niederkunft ruhig erwarten können.

Oft werden Kinder von ihren Eltern angeklagt, die nichts mehr mit ihnen anfangen können. Solche Kinder werden für eine zeitlang den Eltern weggenommen und in Anstalten, lieber aber noch bei Privaten untergebracht, wo sie ein geordnetes Familienleben kennen lernen sollen. Eine der Aufgaben des Jugendgerichts ist auch, solche Familien zu finden, denen man diese Kinder anvertrauen darf, und — die solche Kinder nehmen wollen! Da viele dieser Familien noch im letzten Moment die Kinder wieder zurückwiesen, wenn sie sie in ihren oft nachlässigen Kleidern, manchmal unordentlich, sahen, so hat man ein eigenes Haus eingerichtet, in das je-

des Kind gebracht wird, bevor es zu seinen Pflegeeltern kommt. Dort bleibt es so lange, bis es Anstand und Sauberkeit gelernt hat, Haare kämmen, Hände und Zähne rein halten, dito Kleider, 2c. 2c. Oft geht das sehr rasch, oft eben länger. Beim Eintritt werden die Kinder gebadet, frisch gekleidet, ihre Haare gewaschen. Von einem Frauenverein gestiftet, werden den Kindern kleine Köfferchen übergeben, mit Kamm, Bürste, Haarbürste, Zahnbürste und allem nötigen ausgestattet, das ein Mädchen zu seiner Reinhaltung braucht. Einer der Gründe dieses Geschenkes ist, den Mädchen, die ja allermeistens aus ganz armen Verhältnissen stammen, etwas zu geben, das ihnen selbst gehört, für das sie Sorge tragen müssen, und das ihnen durch den Besitzerstolz hilft, ihr eigenes Selbstbewußtsein zu heben und ihnen eine Aufgabe in die Hand zu geben, die sie allein erfüllen können und müssen.

Die erste Annahme und infolgedessen auch die erste Untersuchung, wenn ein Kind angeklagt ist, zielt immer dahin, zu erfahren: ist das Kind körperlich und geistig normal? Man vertritt auch hier, wie bei den Arbeitern, den Standpunkt: wenn ein Kind nicht recht tut, ist es irgendwie nicht gesund.

Die Richterin hat uns erzählt, daß nicht nur Eltern ihre Kinder, sondern auch Kinder ihre Eltern manchmal verklagen. So hätte sie gestern im Gang ein weinendes zehnjähriges Mädchen gefunden, das ihr auf ihr Befragen gestanden habe, es könne nicht mehr auskommen mit seinen Eltern, man solle es von ihnen wegnehmen. Wir fragten, was man mit dem Kinde gemacht habe, ob man es zu seinen Eltern zurückgeschickt habe und ihm geboten, es solle besser gehorchen? Mrs. Barthlemy lächelte

und antwortete: „Oh, nein! So täuschen wir das Vertrauen eines Kindes nicht! Das Kind hat sich in unseren Schutz begeben, also wird ihm dieser auch zuteil werden, wenn es nötig ist.“ Der Fall wurde untersucht und genau behandelt, wie ein anderer.

Es bestehen außer Chicago noch einige Jugendgerichte in den U. S. A. So in Newyork, Denver, St. Franzisko, Seattle.

Der Nachmittag bringt uns noch eine Sitzung bei Richter Arnold im gleichen Hause, der den Knaben den Richterspruch zu geben hatte. Es war recht interessant, den Unterschied zwischen dem weiblichen und dem männlichen Richter zu beobachten. Wenn Mrs. Barthlemy sich eingehend mit den Mädchen unterhielt, ihnen mütterlich zusprach und auch die Eltern abhörte, ist Richter Arnold mit seinen Schuldigen kürzer verfahren. Es kamen allerdings einige ziemlich schlimme Fälle zur Verhandlung, die Korrektionsstrafe erhielten. Zwei bis drei kleine Buben erhielten bedingten Straferlaß und zogen weinend mit ihren Vätern ab.

Trotz der eigentlichen Strenge besitzt Richter Arnold einen gütigen, feinen Zug in seinem Gesicht, und ich glaube nicht, daß sich viele der Jungens, die hier vorgeladen sind, dem Ernste dieses Mannes entziehen können, wenn er ihnen zuspricht, ein anderes Leben zu führen.

Leider konnten wir den Verhandlungen nicht lange folgen, weil uns ein anderes Versprechen wegrief.

Der Gerichtshof hat uns recht ein Bild der Mannigfaltigkeit der Völker gegeben! Es kamen Juden, Italiener, Polaken und Neger in bunter Reihe — meistens eben doch Ausländer.

Chicago, den 30. Sept. 1919.

Ein sehr interessantes Gespräch hatten wir mit dem Chef der Wohlfahrtsabteilung einer großen Schneiderfirma in Chicago über eine neue Gewerkschaftsbewegung. Er erzählte von außerordentlich schlechten Arbeitsbedingungen der Schneider und Hilfsarbeiter in der Konfektionsbranche. Die Heimarbeit ist in Amerika verboten, ob für alle Berufe, weiß ich nicht, vor allem aber in der Konfektionsbranche, um Ansteckungen zu vermeiden.

Die Leute hatten in dieser Branche sehr oft gestreikt, weil sie tatsächlich sehr schlechte Arbeitsbedingungen hatten. Offenbar hat auch die Arbeiter-Gewerkschaft nicht viel machen können, sondern die Arbeiter halfen sich selbst. Verschiedene Zwistigkeiten führten dazu, daß die Gewerkschaft einen großen Streik in der Konfektionsbranche auslöste, dem sich alle Firmen, mit Ausnahme der größten, anschlossen. Diese Firma besaß eine eigene Arbeiter-Verbindung. Diese ist so stark, daß sie eigene Bedingungen stellen und erzwingen konnte. Diese letztere hat nach dem erfolglosen Streik eine große Organisationspropaganda durchgeführt, und heute sind sämtliche Konfektionsarbeiter aus der Gewerkschaft ausgetreten und gehören der Gegen-Verbindung an, die mit den Prinzipalen dieser Branche einen Vertrag abgeschlossen hat, der sowohl dem Arbeitnehmer, als dem Arbeitgeber bestimmte Forderungen stellt. Eine der wichtigsten Bestimmungen ist beidseitige, größtmögliche Förderung der Produktion. Die Gewerkschaft wollte jede Stückarbeit abschaffen und Minimallohn einführen in der Weise, daß Tüchtige und Untüchtige ungefähr gleichgestellt sein sollten. Die Arbeiter-Vereinigung hat sich

dieser Forderung widersetzt, weil dort die tüchtigsten Leute Mitglieder waren und mehr verdienen wollten, als die faulen.

Innerhalb drei Vierteljahren hat es die neue Union fertiggebracht, daß ihre Organisation stärker ist als die alte Gewerkschaft und diese gar nichts gegen sie vornehmen kann. Nun hat diese Konfektionsbranche statt der früheren, schlechten Arbeitsbedingungen außerordentlich gute.

Klagen der Arbeiter gehen zuerst zu ihrem Unter-Direktor und erst, wenn dieser nicht helfen kann, weiter zum Direktor. Damit dies nicht zu oft vorkommen muß, werden die Vorarbeiter und Unter-Direktoren instruiert, wie Arbeiter-Probleme, Differenzen 2c. zu behandeln sind. Für verwickelte Fälle ist jeden Nachmittag ein Nationalökonom von der Universität Chicago zugegen, um einen gerechten Entscheid fällen zu helfen. Er ist für diese Stunden, die er in der Fabrik zubringt, bezahlt.

Die Anstellung der Arbeiter wird vom Unions-Hauptquartier aus besorgt. In der Fabrik ist allein Stückarbeit (piece-work) erlaubt.

Am Montag besuchten wir ein großes Warenhaus, in dem man jede Bestellung schriftlich abgibt und das Gewünschte per Post zugestellt erhält: Sears, Roebuck u. Co. Die Firma beschäftigt zirka 8000 Angestellte. Nach dem Eintritt in das Haus steht man in einer großen Halle, die mit lauter kleinen Pulten überstellt ist; auf jedem Pult liegen ein Katalog, so dick, wie unser schweizerisches Adreßbuch, ein Heft Bestellformulare und ein Bleistift. Davor steht ein Armstuhl, dazwischen Stühle mit einseitig verbreiterter Armlehne, auf der man eventuell auch seine Bestellungen niederschreiben kann.

Wir wurden von einem Begleiter in ein anderes Gebäude und durch eine Rollbahn in den ersten Stock hinaufgeführt, wo wir in eine reizende „Erholungs-Halle" traten. Die Halle ist sehr groß und in der Mitte durch Säulen gestützt. Den Wänden entlang sind hübsche Gruppen von Sofas, Polsterstühlen und Tischchen aufgestellt, alles in sehr netten Rohrmöbeln. Den Fußboden bedecken weiche Teppiche. Was uns angenehm auffiel, waren die frischen Blumen auf jedem der Tischchen, ein Klavier und ein Phonograph, die jederzeit benützt werden können. Schreibtischchen mit allen Zutaten stehen bereit. Auf Ständern und den Fenstern entlang wachsen Topfpflanzen. Die Halle ist sehr hell und luftig. In der Mitte, durch die Säulen abgeteilt, ist ein freier Platz mit glattem Fußboden für die Tanzlustigen. Die jungen Mädchen, die Angestellten der Firma, die sich während der Mittagspause hier aufhalten, sehen eher wie die Gäste dieses Raumes aus. Saubere und hübsche Kleider, fröhliche Gesichter, lebhaftes Plaudern machen einen angenehmen Eindruck.

Einmal wöchentlich haben die Mädchen eigene Musikgesellschaft und einmal singen sie. Ferner haben sie Gelegenheit zum Tennisspielen, es werden ihnen Samariterkurse gegeben, auch ist für die Mädchen eine Frau als Arzt tätig.

Ueberall wo Frauen die Oberleitung über die Wohlfahrtseinrichtungen haben, ist es wunderhübsch und gemütlich.

Im Souterrain ist eine schöne, große Küche für das Selbstbedienungsrestaurant, wo im Tag zirka 3000 Personen serviert werden, und in dem wir auch zu einem Ice-cream (Glace) gekommen sind.

Ueberall, wo wir hinkommen, werden wir sofort dem Chef der betreffenden Ab-

teilung vorgestellt, die wir besuchen wollen, welcher uns herumführt und uns den verschiedenen Chefs der Unter-Abteilungen wieder vorstellt, die uns selber ihre Erklärungen über ihre Arbeit und ihre Einrichtungen geben. Es pfuscht nie einer dem andern ins Handwerk. Es will auch nicht jeder alles wissen und alles besser können, es wäre dies ja auch unmöglich bei den großen Verhältnissen in Amerika.

Marshall Field.

Bei Marshall Field, dem größten Warenhaus der Welt, das in St. Gallen eine eigene Einkaufsstelle für Stickereien hat, interessierte uns besonders die Schule, die sie für ihre Angestellten eingerichtet haben. Sie erziehen diese zu ihrer Arbeit. Sie haben etwa 10,000 Angestellte und geben den Unterricht je nach dem Departement, in dem die Leute angestellt sind. Rechnen, Warenkunde, Buchstabieren (ein Fach, das bei uns nicht gelehrt wird, aber doch oft sehr nützlich wäre!), Handelsgeographie, Englisch. Sie haben einen eigenen Kurs, den jungen Mädchen beizubringen, wie sie die zirka zwanzig Arten verschiedener Zettel auszufüllen haben, die das Geschäft im Gebrauch hat.

Der Unterricht wird während der Geschäftszeit gegeben, es entfallen gar keine Kurse auf den Abend. Natürlich sind die Mädchen dann auch für die Zeit bezahlt. Zum Schlusse eines Kurses erhalten sie ein Diplom. Auf unsere Frage, ob die Angestellten dann während einer gewissen Zeit dort arbeiten müßten, hieß es: „Nein, wir haben gar keine Garantie, daß uns die so trainierten Leute bleiben."

Ein eigenes Gesundheitsdepartement mit drei Aerzten und fünf Krankenschwestern sorgt für die Gesundheit der Ange-

stellten. Die Mädchen erhalten den halben Lohn, wenn sie krank sind. Zwei Schwestern sind speziell zur Untersuchung der Heimbedingungen der Angestellten vorgesehen.

Eine Dame ist für die Oberaufsicht des Erziehungs- und Wohlfahrtsdepartements angestellt. Die Mädchen bekommen vom ersten Tag an Lohn, auch die erst 14jährigen, die noch nichts können, zirka 10 bis 15 Dollar per Woche. Die Höhe des Lohnes wird auch bestimmt nach ihren Heimbedingungen, ob sie für jemanden zu sorgen haben oder nur für sich. Die Arbeitszeit ist neun Stunden, darin inbegriffen eine Stunde Essenszeit und je eine Viertelstunde Pause. Die Mädchen bekommen eigens Zeit zum Einkaufen zur Verfügung. Die Verkaufssäle sind offen von 8.30 bis 5.30 Uhr.

Ein eigenes Schreib- und Lesezimmer ist eingerichtet. Im Monat September 1919 sind nur an die Angestellten 8000 Bücher ausgeliehen worden.

Die Mädchen können gegen Bezahlung ihre Zwischenmahlzeiten im Hause kaufen oder sie mitbringen und in einem eigens dazu reservierten Raum essen. Es wird ihnen auch das Dinner nach der Geschäftszeit abgegeben, wenn sie es wollen. Die Konsumationsräume für die Angestellten sind natürlich getrennt von denen der Einkaufenden.

Chicago, den 1. Oktober 1919.

Die Besuche in den einzelnen Fabrikbetrieben und Warenhäusern geben uns bemerkenswerte Einblicke in das Geschäftsleben der Amerikaner. Gestern haben wir die Hauptzentrale der großen Telephongesellschaft Bell in Chicago gesehen und waren überrascht von den wunder-

schönen Einrichtungen, die zum Wohle der Angestellten getroffen worden sind; Eßräume, Ruheräume, Toiletteräume und weite Festsäle, wo die wöchentlichen Unterhaltungsabende stattfinden. Eigene Aerzte und eine Reihe von Pflegerinnen befassen sich auch hier mit der Gesundheit der Leute. Die Firma besitzt eigene Ferienheime, wohin die Leute gehen können.

Ich bin überrascht über den feinen, kameradschaftlichen Ton, der überall herrscht, über die herzliche Freundlichkeit, mit der wir immer wieder aufgenommen werden.

Ein besonderer Zug geht durch das ganze Verhältnis von Arbeitgeber zu Arbeitnehmer:

1. Amerika hat zu wenig Arbeitskräfte, deshalb muß es dem einzelnen Arbeitnehmer Sorge tragen.
2. Jeder Arbeitende wird als Individuum respektiert.
3. Alle Anordnungen sind in liebenswürdigem Tone gehalten, meistens mit Grundangabe.
   Keine direkten: „Du darfst nicht", „Du mußt!"
4. Die Arbeit des Individuums wird der körperlichen Kraft angepaßt.

Der Gesundheit des einzelnen Arbeiters wird Sorge getragen, daher die Gesundheits-Departemente, die am Ort Arzt, Pflege und Medikamente zur Verfügung stellen.

An vielen Orten findet man innerhalb der Betriebe Versuchsklassen, in denen die neu Eintretenden unterrichtet werden. Die Leute gewinnen dadurch mehr Sicherheit im Betrieb.

Besuch bei den Y. W. C. A.

(Christlicher Verein Junger Frauen.)

Um sich die Stellung dieser Organi-

sation und derjenigen der Y. M. C. A. (Christlicher Verein Junger Männer) in religiöser Beziehung recht vergegenwärtigen zu können, muß man wissen, welch' große Bedeutung die Kirche in den Vereinigten Staaten hat. Durch die Trennung von Kirche und Staat ist der Bürger nicht ohne weiteres einer Kirche zugehörig, sondern muß sich das Mitgliedsrecht ausdrücklich erwerben. Aus diesem Grunde kennt man auch weniger eine allgemeine Staatsrichtung wie bei uns, sondern die Leute bekennen sich öffentlich zu irgend einer Kirche, deren Lehre ihrer Lebensanschauung am besten entspricht. Die englische Hochkirche, die Methodistenkirche, die Evangelische Gemeinschaft, die Baptisten, sind wohl diejenigen Kirchen, welche die größte Mitgliederzahl besitzen. Diese Kirchen sind es, welche jetzt große Liebesgabensammlungen für die hungernden Völker veranstalten. Die Kirchenmitglieder müssen mit ihren Beiträgen alle Ausgaben ihrer Kirche bestreiten, die ihnen anderseits gerade durch dieses Opfer sehr wertvoll ist.

In Amerika gehört es zum guten Ton, einer Kirche anzugehören und sie allsonntäglich zu besuchen. Die Kirche veranstaltet Vorträge, Unterhaltungsabende, Ausflüge im Sommer, sammelt die Kinder zu Gesellschaften, vor allem aber die jungen Leute.

Alle amerikanischen Kirchen haben sich zu einem Verbande zusammengeschlossen, der „Federation of Churches". Natürlich behält jede Kirche ihre besondere Eigenart, die in ihrem Bekenntnis gegeben ist, aber die Vereinigung hat den Zweck, daß die amerikanischen Kirchen aller Richtungen große Gegenwartsfragen gemeinsam behandeln und ihren Gläubigen nahebringen. Als ein Beispiel möchte ich den „Labour-Sunday", d. h. Arbeits-Sonntag

erwähnen, der in den Vereinigten Staaten besonders gefeiert wird. Die „Vereinigung der Kirchen" (Federation of churches) gibt auf diesen Sonntag eine Sammlung von kleineren Artikeln und Gedanken heraus, die den Pfarrern als Wegleitung für ihre Predigten dienen sollen.

Neben der Organisation der „Christlichen Vereine Junger Männer" arbeiten die „Christlichen Vereine junger Frauen". Wir lernten einige ihrer Führerinnen in Chicago kennen. In jüngster Zeit widmet sich auch die Schwester-Organisation der Y. M. C. A. in großem Umfange den „Industrie-Arbeiterinnen". Unter diesem Sammelnamen werden alle jungen Mädchen vereinigt, die ihr Leben verdienen müssen, sei es in Fabriken, Bureaus oder als Berufs-Arbeiterinnen, wie Schneiderinnen, Modistinnen usw. Die Y. W. C. A. teilt ihre Aufgabe in vier Gruppen: Charakter, Gesellschaft, Geist, Körper. Eine große Wichtigkeit wird der Selbst-Erziehung gegeben. Die Organisation ist in erster Linie bestrebt, aus ihren Klubhäusern H e i m e für junge Mädchen zu machen. Die jungen Mädchen werden in diesen Heimen angelernt, ihre Klubs selber zu führen und zu präsidieren. Es werden an den Klubabenden Diskussionsversammlungen abgehalten, in denen religiöse, soziale und andere Probleme besprochen werden. In solchen Versammlungen bestimmen die jungen Mädchen selber auch die Kurse, die sie zu nehmen wünschen, eventuell neue, die einzuführen, oder alte, die aufzugeben sind. Je 200 Mädchen bilden eine Verbindung und wählen eine Abgeordnete. Die Abgeordneten jeder Stadt haben jeweils Zusammenkünfte, wo sie Delegierte bestimmen und an große Kongresse schicken, um gemeinsame Arbeit besprechen und gemein-

same Arbeit leisten zu können. Das Solidaritätsgefühl wird sehr geweckt und zu fördern gesucht. Für die Sommerferien werden diese Mädchen aufs Land hinausgeschickt in sogenannte „Camps". Diese „Camps" sind Zeltgruppen, in denen die jungen Mädchen wohnen und leben und ihre Ferien mit Spiel und Sport und gegenseitigem Sich-Kennen-Lernen und Sich-Aussprechen verbringen. Solche Feldlager, die in Amerika überhaupt sehr beliebt sind, haben oft 200 und mehr Insaßen.

Ein ähnliches Heim für junge Mädchen, wie die Y. W. C. A. sie erstellen, ein sog. Boardinghouse, wurde uns von Herrn Oberst Gauntlett, einem Heilsarmee-Offizier in Chicago, gezeigt. Es ist ein wunderschönes, altes Haus, in einem der besten Teile Chicagos gelegen und von einem Klub der Heilsarmee geschenkt worden. Die Zimmer mit zwei bis vier Betten werden für 35 Cents, die Nacht, vermietet. Sie sind sehr sauber und gemütlich eingerichtet und die Mädchen sind dort sehr gut gehalten. Kalt und warm Wasser ist in jedem Zimmer.

Hull-House. Wir hatten schon in der Schweiz vom Hull-House gelesen und von seiner weitbekannten Vorsteherin, Jane Addams, gehört, die letzten Frühling in Zürich die internationale Frauenkonferenz für den Frieden geleitet hatte. Also wollten wir Hull-House auch besuchen, als wir in Chicago waren, und fuhren eines Morgens, mit einer Empfehlung versehen, hin. Das Haus, ein mehrstöckiges, altes Gebäude, liegt in einer der Armengegenden Chicagos und sieht dunkel und düster aus. Wir wurden von einer Dame herumgeführt und sahen dort vor allem einen Kindergarten, nach der italienischen Methode Montessori geführt, nach welcher

die Kinder hauptsächlich gelehrt werden, ihre Sinne zu gebrauchen und sich durch eigene Erfahrung Kenntnisse anzueignen. Sie lernen z. B. sich selber an- und ausziehen an Musterkleiderchen, decken den Tisch, räumen ab, waschen auf, alles ohne irgend etwas zu zerbrechen. Wir haben dies bei ganz kleinen Kindern von drei Jahren gesehen. Sie lernen rechnen an Stäbchen, und üben das Augenmaß mit kleinen Klötzchen, die sie in Löcher passen sollen. Bleibt eines übrig, so stimmt es nicht. Ich glaube gern, daß man sehr gute Erfolge erzielt mit dieser Methode. Die eigene Erfahrung ist immer der beste Lehrmeister gewesen. — Im Hause befindet sich auch eine Webschule für Blinde, in der sehr hübsche Sachen gemacht werden. In der Cafeteria unten haben wir unser Essen eingenommen und nachher noch Jane Addams begrüßt, die von einem Ausgang eben zurückgekommen war. Jane Addams ist eine feine Dame mit weißen Haaren, sehr ruhig und sehr gütig. Man erzählte uns, daß sie die erste Frau war, welche ein Settlement gründete, eben das Hull-House, das damals von der ärmsten Gegend Chicagos umgeben war. Sie war es, die diesem Schmutz und diese Unordnung hinwegschaffen konnte, und die vor allem auf die Kinos in Amerika, speziell in den Armengegenden Chicagos, einen so bestimmenden Einfluß ausübte, daß jetzt der Besuch eines „Movie", wie die Kinos dort genannt werden, in weitem Umkreise des Hull-House für jedermann ein Vergnügen sein kann. Sie ging einfach mit ihren Mitarbeiterinnen in die Vorstellungen und zog erbarmungslos die schlechten Films vor die Kritik der Oeffentlichkeit und der Regierung. Man versteht die Bedeutung dieses Erfolges erst, wenn man die Kinoverhältnisse in

Amerika kennt und den Einfluß, den die „movies" auf die Bevölkerung haben. Die „movies" werden nämlich von jedermann in Amerika geliebt. Auch wir haben einige Vorstellungen an verschiedenen Orten besucht und nachher die große Vorliebe des Amerikaners für diese Vergnügungsart begriffen. Auch nicht in einem Kino haben wir schlechte Vorstellungen getroffen, dagegen sehr oft sehr schöne Naturaufnahmen und erzieherische Vorstellungen, so z. B. der Unterschied zwischen häßlichem und schönem Essen, Zahnpflege bei Kindern und wie man es ihnen beibringt usw. Zudem haben alle Movies gute Streichorchester, die sehr schön spielen. Diese zählen oft bis 30 und 40 Mitglieder. Wir haben z. B. gerade in Chicago in einem großen Kino die „Wilhelm Tell-Ouverture" gehört, während welcher alle Türen geschlossen blieben und jedes Geräusch vermieden werden mußte.

* * *

Jane Addams hat in ihrem „Hull-House" eine große Zahl junger Mädchen aus begüterten Kreisen um sich gesammelt, hat ihnen in der Umgebung dieses Hauses an vielen Beispielen die Notwendigkeit sozialer Hilfsarbeit gezeigt und dadurch einen Stab von Wohlfahrtsarbeiterinnen ausgebildet, die nicht nur in Chicago, sondern auch anderwärts vorzügliche Arbeit leisten. Sie hat vor allem auch die Wichtigkeit erkannt, daß die Emigranten aus aller Herren Länder zu rechten Amerikanern erzogen werden.

Cincinnati, 1. Okt. 1919.

Nach langer Nachtfahrt im drückend heißen Coupé sind wir heute früh in Cincinnati, der Siebenhügelstadt, angekommen und am Bahnhof von Herrn Dr. Bucher

und seiner lieben Frau empfangen worden. Zu Ehren meines heutigen Geburtstages kam der kleine Junge von Dr. Bucher mir mit einem wunderschönen Blumenstrauß in den Schweizerfarben entgegen. Als wir, eifrig plaudernd, dem Perronausgang zugehen, kommt ein Herr auf uns zu und frägt mich im unverfälschtesten, ältesten Berndeutsch, das ich je gehört habe, ob ich die erwartete Frl. Spiller sei, die einen Vortrag über die Grenzbesetzung halten werde? Als ich überrascht bejahte, zog er mich mitsamt meiner Gesellschaft energisch in den Wartesaal und erklärte mir, er habe Logis für mich bei Dr. Allen gefunden. „Aber ich habe Zimmer im Hotel bestellt!" war meine schüchterne Entgegnung. „Die werden Sie nicht erhalten, denn wir haben 70,000 Fremde wegen dem Base-Ball-Match hier!" war die lakonische Antwort des Herrn. Trotz meinem anfänglichen Sträuben mußte ich für die Fürsorge von Herrn Dr. Christen, als den sich mein Beschützer vorstellte, dankbar sein, da in Cincinnati tatsächlich Hotels und Privatlogis überfüllt waren mit Besuchern, die alle dem Base-Ball-Match beiwohnen wollten. In Vertretung des Schweizer Konsuls hatte Dr. Chrjsten, der früher als Arzt in Cincinnati praktiziert hatte, für uns gesorgt. Dr. Allen, ein amerikanischer Arzt, und seine liebenswürdige Frau nahmen mich und meine Sekretärin dann auch mit echt amerikanischer Herzlichkeit bei sich auf, und Dr. Christen hat fünf Tage lang alle Hebel in Bewegung gesetzt, um uns Cincinnati trotz der furchtbaren Hitze, die dort herrschte, von allen Seiten zu zeigen. Einmal mußte ich sogar im „Ladies-Club" vor den Damen von Cincinnati einen kleinen Vortrag über unsere Schweiz halten.

Cincinnati, 3. Oktober 1919.

Miß Pattison, die mit der Familie, bei der wir zu Gast waren, befreundet ist, führte uns in ihrem Auto zu einem YWCA-Demonstrations-Hause, bei dem sie selbst mitarbeitete. Das Haus ist von New-York aus finanziell fundiert und als ein Beispiel hingestellt, den Industriellen die Vorteile eines Clubhauses für ihre weiblichen Angestellten zu zeigen. Es ist sehr hübsch, auch ganz neu eingerichtet und wird von zwei Damen verwaltet, von denen die eine die Führung der Haushaltung, die andere die Fürsorge der jungen Mädchen zur Aufgabe hat. Eine dritte Helferin sorgt für das „Amusement", Gesellschaften, Spiele, Kurse usw. Sobald das Ortskomitee der YWCA (Christl. Verein junger Frauen) von Cincinnati es kann, soll es das Haus auf seine Kosten übernehmen.

Die jungen Mädchen zahlen 10 Cents (50 Rp.) monatlich als Beitrag und können das ganze Haus benützen. Sie können Stunden nehmen, die aber extra bezahlt werden müssen, in Musik, Nähen, Turnen, Tanzen usw. Je nach Bedürfnis. Jede Woche einmal ist Ball, an dem auch Nichtmitglieder teilnehmen können, einmal per Monat wird ein gemeinsames Picknick veranstaltet. Wollen die jungen Mädchen Freunde oder Freundinnen zu sich einladen und können dies aus irgend einem Grunde zu Hause nicht gut, so steht ihnen hier eine Anzahl Zimmer zur Verfügung, sodaß mehrere zusammen ihre Einladungen haben können. Bibliothek, Nähmaschine, Waschraum sind zur allgemeinen Benutzung vorhanden. Die Mädchen können für 25 Cents im Hause eine kleine Mittagsmahlzeit haben. Zuoberst im Haus

ist ein Schreibzimmerchen mit Pulten, Lampen, Schreibmaterial und allem nötigen eingerichtet.

Als wir uns über die vielen Vergnügungs-Gelegenheiten verwunderten, antwortete man uns: „Der Amerikaner hat die Pflicht (die Pflicht, haben sie gesagt!) seine Mitmenschen zu unterhalten!" Deshalb auch die große Gastfreundschaft. Dr. Christen erzählte uns, daß er auf seiner Praxis, wenn er zur Essenszeit, auch bei der ärmsten Familie, vorgesprochen habe, immer zum Mithalten eingeladen worden sei. Man mache eben auf keiner Seite Umstände oder Ansprüche, und man fühle sich *sehr* wohl dabei! In Cincinnati war es auch, wo wir gelernt haben, daß in Amerika, wenn man irgendwo eingeladen ist zum Essen und gerade noch andere Freunde bei sich hat, gleich, ob sie dem Gastgeber auch ganz unbekannt sind, man sie einfach mitnimmt, vorstellt und mithalten läßt. Da ist keiner verwundert darüber, am wenigsten der Gastgeber. Es kommt auch vor, daß man in einem Hause als Gast weilt und die Gastgeber eingeladen sind. Wollen nun die Gäste nicht mitgehen, so wird auf andere Art gesorgt: sie essen daheim und man lädt ihnen jemanden von *ihren* speziellen Bekannten zur Unterhaltung ein!

Am andern Tage werden wir von Dr. Züblin, ebenfalls einem Schweizer Arzt, in seinem Auto abgeholt, um mit ihm das Tuberkulose-Sanatorium von Cincinnati zu besichtigen, wo er leitender Arzt ist. Sie haben dort für 50 Kranke je einen Arzt. Jeder Fall muß genau dem Gesundheitsamt rapportiert werden. Dieses berichtet der Tuberkulose-Fürsorge, damit die Kranken auch nach ihrer Entlassung aus dem Spital ständig unter Aufsicht seien.

Das Spital ist für die ärmere Bevölkerung und absolut gratis. Es ist sehr schön auf einem der die Stadt umgebenden sieben Hügel gelegen und sorgt auf alle mögliche Weise für das Wohlbefinden der Patienten. Wenn ein Patient entlassen wird, muß er sich bei der Anti-Tuberkulosen-Liga melden, um unter ständiger Aufsicht zu sein. Für Frauen, deren Männer krank sind und ins Spital verbracht werden müssen, sodaß sie nicht mehr verdienen können, ist eine staatliche Versicherung, die „mothers pension", da. Die leichteren Patienten werden im Sanatorium auch zum Arbeiten angehalten nach den gleichen Prinzipien, die wir für unsere „Beschäftigung kranker Wehrmänner" haben; Schreinerei, Weberei, Töpferei, Stricken, Häkeln usw., werden praktiziert. Wer will, kann photographieren lernen.

Der Besuch bei Dr. Züblin hat mich einen ausgezeichneten Gelehrten kennen lernen lassen. Man macht in dieser Klinik sehr weitgehende Studien über die Tuberkulosis, die eine ziemlich starke Verbreitung in den Vereinigten Staaten hat. Dr. Züblin hat mir unsere Erfahrung bestätigt, daß es gut ist, wenn die Patienten beschäftigt sind, er sprach sich auch besonders über den Einfluß des Alkohols auf die Tuberkulose aus und glaubt, durch das Alkoholverbot eine gewaltige Abnahme der Tuberkulose erhoffen zu können. Er hat uns verschiedene Ziffern genannt, die wir an anderer Stelle notierten. Es ist interessant, daß die Erfahrungen von Aerzten, Leuten aus den Wohlfahrtsbetrieben und Fabrikanten sich alle gleichlautend dahin aussprechen, daß das Alkoholverbot von sehr günstiger Wirkung sei. Wenn man auch, wie behauptet wird, hinten herum noch viel Alkohol bekommt, so ist doch

zu sagen, daß das in erster Linie die jetzige Generation betrifft und die künftige davon nichts mehr wird wissen wollen.

Social Unit (Soziale Vereinigung in Cincinnati). Wir fuhren am Samstag Morgen hin. Es ging lange, bis wir eigentlich herausfanden, was das Wort „Social Unit" bedeute! Es ist ein provisorisches Unternehmen, das hier in Cincinnati ausprobiert werden soll, um daran die Erfolge zu studieren, und, wenn gut, die Organisation in allen Städten Amerikas einzuführen.

Das Gebäude der „Social Unit" steht im Arbeiterviertel der Stadt, also mitten im Wirkungskreis der Vereinigung. Die Arbeit wurde mit der Fürsorge für die Säuglinge begonnen und arbeitet Hand in Hand mit der Tuberkulose-Fürsorge. Es sind 31 Blocks abgegrenzt. Jeder Block bildet ein Komitee. In jedem Komitee sind zwei bis drei Männer als Mitglieder. Auch Amerika findet, die beste Arbeit werde immer da geleistet, wo Frauen und Männer zusammenspannen. Sie haben Krankenschwestern, die die Familien besuchen und die Kranken pflegen, hauptsächlich aber den Säuglingen sich widmen. Die Familien werden regelmäßig besucht. Wo ein Kleines erwartet wird, erhält die Mutter gratis Aufklärung und Anleitung über eigene Fürsorge, später über Nahrung, Kleidung, Pflege des Kleinen. Die Kleinen werden bis zu zwei Jahren unter Aufsicht der „Social Unit" gehalten. Den Männern wird eingeschärft, daß, wenn sie gesunde und normale Kinder wünschen, sie der Mutter vor der Geburt vor allem Sorge tragen müssen. Es wurde im letzten Jahr eine Untersuchung über das ganze Land eingeleitet, wo alle Säuglinge gewogen, gemessen und untersucht wurden. Die

Hälfte der Kleinen wurde als defekt befunden. Die Mütter werden nicht gezwungen, die Ratschläge der „Social Unit" anzunehmen. Letztes Jahr waren zirka die Hälfte der Mütter, die ein Kleines erwarteten, unter Kontrolle. Wenn die andern die guten Erfolge sehen, kommen sie von selber und melden sich. Ein echt amerikanisches Prinzip ist auch: Die Nachbarschaft soll helfen an der ganzen Arbeit! Sie sollen nicht nur sich selber helfen lassen, sie sollen auch weitergeben, was sie empfangen haben.

Die sog. „block-workers", d. h. diejenigen, die die Arbeit tun und die Familien regelmäßig besuchen, sind bezahlt. Seit kurzem hat auch eine Fürsorge für die Alten über 60 Jahre eingesetzt. Die Mithelfenden erhalten keine spezielle Ausbildung. Die Bewohner eines Blocks wählen ihre Block-mothers (Mütter) selber aus ihrer Mitte. Die Anregung zu diesem Werk kam vom „Block-mothers Club", dessen Mitglieder sich neben den eigenen auch für andere Kinder interessierten.

Letztes Jahr verlangten diese Frauen Vorlesungen für die Pflege ihrer Kleinen. Nachher wollten sie Aufklärung haben über soziale Probleme, die sie selber fanden. Diskussionen werden veranstaltet über allerhand Fragen, z. B. das Strafen der Kinder. Die Leute redeten gern, man hatte keine Schwierigkeiten, sie dazu zu bringen. Sie interessierten sich, hatten Erfahrungen gesammelt und darüber nachgedacht.

Einer der wichtigsten Gründe der Armut ist hier die vielen ungelernten Arbeiter, von denen viele oft nicht die Sprache des Landes können. Ferner fehlt es an Ordnungssinn, an Kenntnis des Haushaltes, dadurch entstehen Mangel an Gesundheit, unterentwickelte Menschen. Sie

sind meist besser bezahlt, als sie es verdienen, kommen aber zu nichts. Seit der Staat Ohio „trocken" (abstinent) ist, hat es in sehr vielen Familien entschieden gebessert.

Herr Dr. Züblin, der uns begleitete, erzählte bei diesem Anlaß: „Das Tuberkulose-Spital hatte früher seine Hilfsarbeiter immer aus dem Polizeigefängnis. Es waren regelmäßig zirka 20 Männer beschäftigt. Seitdem der Alkohol verboten ist, sind die Männer kaum mehr aufzutreiben. Vor Inkrafttreten des Verbotes waren im Polizeigefängnis 450 Männer und zirka 350 Frauen. Jetzt sind in der Männerabteilung noch zirka 12 Insaßen und das Frauengefängnis ist geschlossen. Der Rückgang erfolgte innert zwei Jahren." Er erzählt weiter von seinem Sanatorium, daß unter der männlichen Bevölkerung zirka 90 Prozent durch den Alkohol krank seien. 60 Prozent waren Wiederaufnahmen von Alkoholikern, also Rückfälle. Seit der „Prohibition" sind die Wiederaufnahmen auf 20 bis 25 Prozent gesunken, innert zwei bis drei Jahren.

Gründe: 1. Der Alkohol vermindert die Resistenz des Menschen gegen Krankheiten, 2. Er begünstigt die Erkältungen, speziell der Bronchien. 3. Die Leute haben seit dem Verbot mehr Geld und können sich besser nähren. 4. Sie haben weniger Gelegenheit und Ursache, bis spät auszubleiben und sich zu amüsieren. Das Sanatorium wendet auch Entzugs-Behandlung an, indem es den Leuten den Alkohol langsam abgewöhnt, sodaß sie die Lust zum Trinken verlieren.

Die Social Unit hatte in einem Jahr eine Zunahme von 30 bis zu 170 Fällen zu notieren. Jedesmal, wenn eine nurse (Pflegerin) in ein Haus geht, schaut sie,

ob irgend jemand in der Familie tuberkulös sei. Sehr viele Fälle werden gefunden zwischen dem 5. und 14. Jahre. Es ist das gefährlichste Alter, wo die Infektion in Erscheinung tritt.

Die „housing league" (Haus-Vereinigung) überwacht die Wohnungsverhältnisse in Verbindung mit dem städtischen Gesundheitsamt. Ferner wird kontrolliert, ob die Haushaltungen richtig geführt werden.

Das Geld für die „Social Unit" wurde von einem Herrn oder seiner Frau gestiftet, die den Plan ausgedacht hatten. Cincinnati wurde gewählt, weil es seiner Verhältnisse halber die günstigste Stadt für eine Probe war. Diese wird jetzt seit zwei Jahren durchgeführt. Auch hier ist das Prinzip: keine Barmherzigkeit, den Frauen nicht die Sache zu leicht machen, sie sollen die Arbeit selber tun. Der Nachteil der Wohltätigkeit, die Lähmung der Initiative, soll vermieden werden.

Die „Social Unit" steht in Verbindung mit allen Wohlfahrtseinrichtungen Cincinnatis und ruft diese zu Hilfe, sobald die Hilfe in das Gebiet der einen oder andern hinübergreift. In einem sogen. „Clearinghouse" (Sammelhaus) werden alle Fälle gemeldet, zusammen diskutiert und den kompetenten Institutionen übergeben. Man arbeitet hier miteinander und nicht parallel. Man sucht hier auch den Grund auszurotten, und nicht nur so obenhin zu heilen, wie bei uns.

Das Bestreben der Zusammenfassung aller Kräfte ist in Amerika klar ersichtlich. Nicht nur schließen sich die Kirchen zu einer gewaltigen Organisation zusammen, nicht nur bilden die großen Geschäfte Trusts, auch die gesamten gemeinnützigen Bestrebungen haben ihre Verbin-

dung, die sogen. „Cooperation". In allen großen Städten befinden sich Clearinghäuser, wie sie genannt werden, Zentralstellen für die Sammlung aller Fürsorgeaktionen und aller Fürsorgefälle.

Procter & Gamble. Wir kamen gerade zur Zeit hin, um unseren Lunch einzunehmen in der Speisehalle, in der auch die Arbeiter essen. Sie ist uns durch ihre Helle und Sauberkeit aufgefallen. Das Essen, das gleiche, was die Arbeiter bekommen, war ausgezeichnet. Sie haben in der Fabrik einen eigenen Arzt. Solche Stellen in den Fabriken werden den Aerzten mit Doll. 7500 bis 10,000 bezahlt. Eine der wichtigsten Eigenschaften für diese Aerzte ist, den richtigen Takt zu haben, und sich Mann zu Mann mit den Arbeitern zu verstehen. Sie dürfen weder sich besser dünken, noch den Eindruck erwecken, sie sorgen für die einfachen Arbeiter weniger als für die höheren Angestellten.

Ein eigenes Gebäude ist für das Anstellungsbureau eingerichtet. Jeder Vormann, der einen Arbeiter nötig hat, meldet dies hier. Zu allererst wird gesucht, jemand aus der Fabrik zu gewinnen, der diese Stelle versehen kann, und erst, wenn dies nicht der Fall ist, wird auswärts gesucht.

Wenn ein Mann zwanzig Jahre hier gearbeitet hat und sechzig Jahre alt ist, kann er austreten und bekommt 75 Prozent seines Lohnes als Altersversicherung. Hat er weniger lang gearbeitet, so erhält er approximativ weniger.

Die Fabrik druckt eine monatliche Zeitung, die unter Preis an die Arbeiter abgegeben wird.

„The Employees Conferences Committee" ist eine Vereinigung zur gegenseitigen Aussprache. Von fünfzig Angestell-

ten wird je ein Abgeordneter bestimmt. Diese kommen zusammen ohne die Vormänner. Sie haben dafür ein Verbindungs-Office, so eine Art neutralen Grund, wo einerseits die Arbeiter und anderseits die Chefs zusammenkommen und sich gegenseitig aussprechen, was sie für Wünsche und Konflikte haben, und wie sie zu lösen sind. Z. B. haben die Arbeiter, die seit ihrer Kindheit, d. h. vom 14. Jahr an in der Firma arbeiten, verlangt, daß man sie früher pensioniere als mit 60 Jahren und ihnen mehr als 75 Prozent ihres Lohnes gibt. Antwort: „Warum nicht? Sie haben ihre besten Jahre, ihre Jugend, der Fabrik gegeben, während die andern, die mit zirka 40 Jahren eingetreten sind, schon über ihre erste Kraft hinaus waren. Also werden sie mit 50 Jahren pensioniert."

Der Arbeiter muß es verstehen lernen, daß die Industrie geführt und aufrechterhalten wird für die ganze, menschliche Gesellschaft, nicht jede für sich und ihren eigenen Profit, und nicht nur mit dem Zweck, Zinse abzuwerfen. Jedermann braucht, was sie produzieren. Arbeiter und Arbeitgeber müssen verstehen, daß sie Partner sind in dieser Welt und jeder den andern braucht. „Kein Arbeiter ohne Kapital, kein Kapital ohne Arbeiter." Kürzlich wurde einer der Arbeiter in die Direktion gewählt. Auch haben die Arbeiter Gewinnanteil. Es war die erste Fabrik in den Vereinigten Staaten, die dies den Arbeitern gab. Der nette Herr, der das ganze Wohlfahrtsdepartement „in charge" (unter sich) hat, sagte uns: „Wer Wohlfahrtsarbeit tut, muß den gleichen Weg gegangen sein, wie der Arbeiter, es sollte jeder unter einem „boß" (Meister) gestanden haben."

Da wir an einem der Haupttage des Base-ball Spiels die Fabrik besuchten, konnten wir die Fabrikation nicht besichtigen, weil die Arbeiter alle an diesem Tage frei bekommen hatten, um den Spielen beizuwohnen. Wir haben aber einen sehr guten Eindruck von der Fabrik mitgenommen durch das wenige, das wir sahen.

Cincinnati, 5. Okt. 1919.

Besuch bei Dr. Schneider, College of Engineers, University of Cincinnati. Dr. Bucher, durch dessen Vermittlung wir bei Dr. Schneider eingeführt wurden, hatte uns darauf gefaßt gemacht, daß er ein sehr beschäftigter Mann sei, und daß wir es als eine große Gunst betrachten dürften, von ihm empfangen zu werden. Wenn er uns eine kleine halbe Stunde widme, so dürfen wir ihm dies hoch anrechnen. — Wir waren eine und eine halbe Stunde bei Dr. Schneider.

Dr. Schneider ist der Erfinder des Cooperativen Systems für die Ingenieurschule, das, kurz gesagt, in parallelem Unterricht in Theorie und Praxis mit vierzehntägiger Abwechslung besteht. Die Regierung mißt dem System eine große Bedeutung bei und hat Dr. Schneider beauftragt, während des Krieges das gesamte Erziehungswesen der Vereinigten Staaten unter seine Oberleitung zu nehmen, wofür er vom Staat jährlich 10,000 Dollar und alle vier Wochen eine freie Fahrt nach Newyork bekommt.

Er ist der echte Typus eines Amerikaners, groß, schlank, bartlos, mit schmalem Gesicht, aus dem ein paar blaue, gescheite Augen einen forschend betrachten. Aber auch Dr. Schneider stand im Zeichen des Base-ball-teams, auch er fing seine Unterhaltung mit uns über Spiele im allgemeinen und das Base-ball im besonderen an.

Dr. Schneider läßt seine Schüler in zwei Gruppen einteilen, von denen die eine immer die theoretischen Stunden nimmt, während die andere in den verschiedenen Fabriken der Stadt, die er dazu gewonnen hat, in die Praxis eingeführt wird. Die Fabrikarbeit ist dem Schulprogramm angepaßt. Während den ersten zwei Jahren müssen alle Schüler alle Fächer nehmen, auch Handelsunterricht. Dadurch sehen die Schüler, zu was sie am meisten Lust haben, und die Lehrer, zu was am meisten Anlagen. Was Dr. Schneider bezweckt, ist auch hier: der geeignete Mann für die für ihn passende Arbeit! Nur so, sagt er, können dem Staat tüchtige Männer erwachsen, die erstens Freude haben an ihrer Arbeit und zweitens dadurch auch etwas leisten darin.

Nach vier Jahren Vorbereitung sollen sich die Schüler entscheiden für eine Spezialität: Handel, Hochbau, Tiefbau, Elektrizität, Maschinenbau, Chemie, etc. etc. Die Grundanlagen des Menschen werden während diesen vier Jahren sicher zum Vorschein kommen. Dr. Schneider hat uns anhand von Tabellen seinen ganzen Unterrichtsplan vorgeführt. Er hat selbst zwei Söhne in seiner Schule. Wir kamen auch auf Procter und Gamble zu sprechen und er erzählte, daß die Chemielehrlinge ihre praktische Arbeit dort ausführen. Einer seiner Söhne sei ebenfalls dort. Auf unsere Frage, ob es diesen Fabriken nicht sehr unangenehm sei, die Schüler in ihre Fabrikgeheimnisse hineinsehen zu lassen, antwortet er: Die Fabriken riskieren das gleiche bei ihren Chemikern, und unsere Schüler sollen außerhalb der Schule auch verschwiegen sein. Zudem ist ein anderer Vorteil da: die chemischen Probleme z. B., die sich erge-

ben, werden in den theoretischen Stunden von den Schülern gelöst, natürlich von jedem für sich als Aufgabe, und jede Aufgabe wird durchgesprochen mit den Lehrern. So ergeben sich oft mehrere gute Lösungen, die auch für die Fabrik von Vorteil sind, und die sie gar nichts kosten. Bei den Berufschemikern laufen sie immer noch die Gefahr, daß diese für höheren Lohn weitergehen.

Die praktische Arbeit muß so erzieherisch wie möglich sein. Es wird keine Arbeit angenommen, die nicht direkt Ergänzung zu den Studien bildet. Die Arbeit an einer Drehbank z. B. wird vorher vom Lehrer besprochen. Er schreibt verschiedene Fragen auf, die von den Schülern durch die praktische Arbeit gelöst werden müssen. Wenn sie zurückkommen, wird der wissenschaftliche Grund der Arbeit besprochen. Die Schüler vergleichen ihre verschiedenen Lösungen und beurteilen selbst, welches die praktischste ist.

Die Schüler erhalten während ihrer praktischen Arbeit einen Lohn, der vielen von ihnen hilft, die theoretischen Stunden bezahlen und dadurch solchen ein Studium ermöglicht, die wohl die Tüchtigkeit und Lust, aber oft nicht das Geld dazu haben.

Im vierten Jahre des Unterrichts kommen auch verwaltungstechnische Fragen zur Sprache. Das 5. Jahr ist rein wissenschaftlich, Handels-, Industrie-Probleme, im Sinne einer technischen Beratung. Die verschiedenen Stunden müssen im Thema übereinstimmen. Unter einem „Humanity"-Kurs werden Arbeiterfragen und Probleme durchgenommen, wie sie entstehen, sich verwickeln und zu lösen sind. Die historische Grundlage zu diesen Problemen wird im Geschichtsunterricht gegeben, der nationalökonomische und der philosophische Hin-

tergrund gestreift und besprochen. Die ganze Entwicklung der Zivilisation dient als Basis. Es wird gezeigt, wie die Arbeiterfragen sich mit all' diesem verbinden, unter welchen Gedankengängen die Arbeiter handeln. (Einfluß des Bolschewismus, usw.)

Bei dieser Gelegenheit haben wir gefragt, was Dr. Schneider vom eben stattfindenden Generalstreik halte, und welche Gründe er ihm unterschiebe. Er antwortete uns: „Die amerikanischen Arbeiter wollen arbeiten. Der Streik wurde von einigen Fremden angezettelt, die großes Geschrei machten und die keinen andern Grund haben, als Unruhe zu stiften. Die Arbeiter werden dies bald einsehen und sagen: ihr seid fremde Arbeiter, wir sind Amerikaner und zufrieden, wir wollen arbeiten und gehen nicht mit euch. Heute morgen z. B. ist eine Gruppe amerikanischer Arbeiter in geschlossenem Zug gegen ihre Fabrik marschiert, um zu zeigen, daß sie zur Fabrik halten. Sie wollen, daß die Fremden hinausgeschmissen werden." Tatsächlich sahen auch wir am andern Tage Arbeiter mit großen Plakaten durch die Straßen von Cincinnati ziehen, proklamierend: „Arbeiter, kehrt zur Arbeit zurück und laßt euch nicht aufwiegeln!"

Genau die gleiche Ansicht von Unruhen- und Streik-Anzettelungen hat uns in Chicago ein hoher Heilsarmee-Offizier gesagt, mit dem wir darüber sprachen. Er kennt die Arbeiterbevölkerung durch seine Arbeit in diesen Quartieren und erzählte, daß er letzthin bei einem solchen Aufruhr zugegen war, an dem 95 Prozent Fremde waren, d. h. eingewanderte Serben, Polen, Tschechen und ähnliche, die noch die Erinnerung an die Unterdrückung im eigenen Lande in sich trügen.

Unsere Frage, ob die Beratungsstellen in den Fabriken wirklich so gut seien, wie die Fabriken selber glauben, beantwortet Dr. Schneider mit: „Es hängt von der Fabrik ab. Procter u. Gamble z. B. sind sehr gut. Ich habe die Einrichtung dort selbst untersucht. Die Arbeiterunionen haben keinen Zutritt dort. Auch bezahlen sie sehr gute Löhne. Es hat dort gewöhnliche, ungeschulte Arbeiter, die 30—60,000 Dollars Vermögen besitzen, rein durch den Gewinnanteil an der Fabrikation während zirka 25 Jahren verdient. Dabei kommen auch die Aktionäre absolut auf ihre Rechnung.

Die Arbeiter verstehen auch die Schwankungen im Geschäft und haben noch nie reklamiert, wenn weniger Dividende ausbezahlt werden konnte. Sie werden eben auch auf dem Laufenden gehalten, und man wechselt so wenig wie möglich. Es ist ein Grundprinzip der Fabriken, dem wir überall wieder begegnen, die Arbeiter so wenig wie möglich zu wechseln. Zum Beispiel die Tramgesellschaft rechnet 100 Dollars zur Anlernung eines jeden neuen Arbeiters. Darum sucht sie die geschickten zu behalten und kann dadurch die hohe Dividende decken, die sie gibt. Die Fabriken, die diese schönen Pläne nur auf dem Papier haben, haben dafür gegenteilige Erfahrungen.

Die Stahlfabriken waren auf dem Weg, allgemein die Teilnahme der Arbeiter am Gewinn einzuführen, wurden aber durch die Bolschewisten gestört. Streike kosten viel Geld. Wenn der Streik vorüber sein wird, wird die Fabrik aber weiterfahren, sich auf dieser Grundlage zu etablieren.

Dayton, den 6. Okt. 1919.
The National Cash Register Co.

Es war ein wunderschöner, klarer Herbstmorgen, als wir in Begleitung von Dr. Christen von Cincinnati in zwei Autos (in zirka drei Stunden Fahrt) nach Dayton geführt wurden. Wir genossen die Fahrt durch das sonnige Land. Man sieht, daß der amerikanische Bauer noch sehr viel Land zu seiner Verfügung hat, er bemüht sich auch absolut nicht, mehr anzubauen, als er absolut nötig hat, und wendet noch die extensive Wirtschaft an. Unsere sorgfältig bebauten Felder und Wiesen machen doch einen viel gepflegteren Eindruck und erwecken diesen Riesenausdehnungen gegenüber den Eindruck eines Ziergartens, wenn man durch's Schweizerländli fährt.

Die Häuschen sind sehr oft weit verstreut an der Landstraße und von der Straße selbst zurückliegend. Um dem Postboten einen Gang zu ersparen, stellt man an den Straßenrand kleine Blechkasten auf Pfähle, in die die Briefe etc. gelegt werden können. Einige der Farmerfamilien schließen sich oft zu einer Pfarrei zusammen und bauen ein kleines Gotteshaus, das meist mit der Schule verbunden ist. Diese kleinen Gemeinden müssen die Baukosten der Kirchen, meist aus Holz, und die Besoldung des Pfarrers selber tragen. Letztere ist gewöhnlich recht mager und beträgt kaum einige 100 Dollars im Jahr. Um die kleine Häusergruppe siedeln sich Händler an, die Verkaufsläden eröffnen, und so bilden sich nach und nach die Dörfer, in denen jedoch selten ein Bauer selbst wohnt. Jeder Bauer hat seine Gebäude inmitten seiner Felder, und da diese

meist sehr ausgedehnt sind, hat ein Bauer oft eine sehr weite Strecke zu fahren, bis er zu seiner Gemeinde oder zu einem Nachbarn kommt. Die meisten Farmer besitzen heute ihre „Fords", mit denen sie in die Stadt kutschieren. Eine andere Fahrgelegenheit ist selten vorhanden.

Wir sind in der National Cash Register Co. (Registrierkassenfabrik) sehr liebenswürdig empfangen und gleich vor einen sehr reichlichen „Lunch" gesetzt worden. Nachher gab es einen Rundgang in der Fabrik und um 3 Uhr eine Kinovorstellung, wie sich das Wohlfahrtsdepartement in der N.C.R. Co. entwickelt habe:

Im Jahre 1892, zirka zehn Jahre nach Gründung der Fabrik durch Herrn Patterson, den jetzigen Direktor, wurden der Fabrik in einem Jahr zirka 50,000 Maschinen als unbrauchbar zurückgeschickt. Das Unternehmen war dem Bankrott nahe und mußte auf schleunige Abhilfe ausgehen. Als Ursache erkannte man 1. daß für das kolossal gewachsene Unternehmen immer noch die veralteten Methoden der ersten Jahre angewandt wurden; 2. daß die bestgeschulten Kräfte die Fabrik verließen, weil sie anderswo besser bezahlt waren und der Betrieb, wie die Umgebung, ihren Ansprüchen nicht genügten.

Daraufhin wurden fundamentale Umänderungen der Methoden vorgenommen. In den „Industrial Schools" (Industrie-Schulen) wurden die Angestellten zu den neuen Methoden und zur Verantwortlichkeit erzogen. Sie wurden mittelst kinematographischer Bilder unterrichtet, da Anschauung immer besser wirkt, z. B. Verschwendung: 1. von Material (Waschen der Hände mit Benzin), 2. der Zeit (Schwatzen während der Arbeit). Es wurde ihnen gezeigt, daß alle aufeinander angewiesen

seien, mit dem Stuhl mit drei Beinen, der „busineß“ (das Geschäft) bedeutet und der von Labor (Arbeit), Capital (Kapital) und Management (Leitung) gestützt wird (die drei Beine). Ferner das Dreieck mit der Spitze (dem Direktor) unten, er hat alle Lasten zu tragen. Umgekehrt, Spitze nach oben; alle Angestellten, die unten stehen, tragen mit.

Die Umgebung der Fabrik mußte eine völlige Umwandlung erfahren. Sie war bisher eines der schlechtesten Quartiere der Stadt gewesen und hielt dadurch die guten Elemente ab, in der Fabrik zu arbeiten. Ferner entstand viel direkter Schaden durch die Gassenbuben, die vor keinem Streich zurückschreckten. Die erste Abhilfe, ein Bretterzaun um die Fabrik, erwies sich als Verschlimmbesserung, indem die Buben sich nun noch mehr freuten, darüberhin ihre Streiche auszuüben.

Da griff die Fabrik es anders an. Die leeren Bauplätze um die Fabrik herum wurden in Rasen verwandelt, die Gebäude hübsch angestrichen. Als die ersten Blumen- und Pflanzenanlagen nicht wirkungsvoll genug waren, wurden solche extra von Boston bestellt. Die ganze Fabrikanlage wurde nach den Grundsätzen umgewandelt: Offene Räume mit weitem Blick, gerade Linienverwendung, Massenpflanzungen, Luft und Licht.

Dann ging es an die schwerere Aufgabe: die Umgestaltung der Jugend. Diese hatte bis jetzt die Pflanzungen möglichst zerstört. Doch war Mr. Patterson überzeugt, daß alle die Jungenstreiche nicht aus bösem, sondern nur aus mutwilligem Herzen kamen. Zuerst wurde das „House of Usefulneß“ (Haus der Nützlichkeit) gebaut und die Buben eingeladen, darin Kurse zu nehmen in Holz- und Metallar-

beiten aller Art. Es wurden ihnen kleine Werkstätten eingerichtet. Die Mädchen wurden im Nähen, Kochen, Kindergarten usw. unterrichtet.

Die Buben wurden eingeladen, die Fabrik sich anzusehen, um in ihnen das Interesse zu wecken. Ferner wurden beide angespornt, Samen, die man ihnen schenkte, in Eierschalen zu pflanzen und zu besorgen. Als man die Freude der Kinder an dieser Arbeit sah, wurden Gärten eingerichtet, wo sie mit Hilfe eines Lehrers alles Mögliche anpflanzen und daheim gebrauchen konnten. Dann wurden die Buben organisiert zu Klubs und zwar wurden gerade die Buben zu Führern gewählt, die die Anführer zu den schlimmen Streichen gewesen waren. Denn ein guter Anführer bleibt ein guter Anführer, man muß ihm nur die rechte Aufgabe geben. Nach und nach konnte man den Buben die ganze Verwaltung überlassen. Man führte Buch über Produktion und Verkauf eines jeden Exemplars, das gepflanzt wurde und am Ende des Jahres wurden Preise verteilt und Dividenden ausgezahlt. Man hat vor allem dafür gesorgt, daß das Selbstbewußtsein der Buben gestärkt wurde. Man gab ihnen ein nettes Versammlungslokal für ihre Sitzungen und hielt alle Jahre am Schluß der Saison mit ihnen ein Bankett.

Die Buben ziehen durchschnittlich im Jahre auf 1¼ Ackern (amerikanische acres) Land für 1800 Libre Sterling Gemüse.

Nach zweijähriger Gärtnerzeit und guter Führung erhält jeder Bub ein Certifikat, das für eine spätere Stellung in der Fabrik als Empfehlung gilt.

Die Verschönerung der Umgebung wurde auf die ganze Stadt ausgedehnt. Es wurde eine Verschönerungsgesellschaft gegründet.

Fürsorge für die Angestellten. Anlaß: Der Präsident sah eine Arbeiterin ihren Kaffee auf einer Heizungsröhre wärmen und kam so darauf, daß viele ganz kalt aßen, schlecht ernährt werden und also auch nicht arbeiteten, wie sie es bei guter Kost gekonnt hätten. Er ließ sofort eine Küche einrichten, wo die Frauen ihren mitgebrachten Lunch wärmen und in Ruhe genießen konnten. Es wurden Elevators gebaut, um die Kraftvergeudung beim Treppensteigen zu vermeiden. Bequeme Stühle mit Schemeln für die Arbeit wurden angeschafft. Die Arbeiterinnen erhielten Ueberärmel und Schürzen unentgeltlich zum Schutz für die eigene Kleidung. Um 10 Uhr morgens und 3 Uhr nachmittags wurde eine Pause von zehn Minuten eingerichtet, die mit Plaudern, Turnübungen 2c. ausgefüllt werden konnte. Jeder neu Eintretende mußte sich ärztlich untersuchen lassen. Es wurde ein Notspital eingerichtet mit besonderer Behandlung für Patienten, die nach Aussprache des Arztes dessen bedurften. Eine besondere Pflegerin besucht täglich alle Angestellten, die krank sind, in ihrem Heim. Sie gibt ihnen Rat und Hilfe. Ein eigens dafür eingerichteter Raum steht den Angestellten zur Verfügung, wenn sie während der Arbeit sich nicht wohl fühlen und einige Zeit ruhen wollen. Auch hier ist eine Pflegerin zur Hand. Die Angestellten haben gratis Badegelegenheit zur Verfügung. Die Fabrikräume wurden zweckmäßig eingerichtet mit genügend Luft, Licht von der rechten Seite, Ventilatoren, Staubsauge-Apparaten, Schutzmaßnahmen an den Maschinen gegen Unfälle. Extra Arbeiter wurden angestellt, um die Fabrikräume und die Fenster rein zu halten, die denn auch tadellos sauber sind. Das

Trinkwasser wird ständig analysiert. Ausgedehnte Eßräume wurden nach und nach an Stelle der einfachen Wärmküche gesetzt. Trinkbrunnen mit hygienischem Trinkrohr wurden installiert. Für die Verhütung von Unfällen und Vorsichtsmaßnahmen dazu wurde ein besonderes Komitee gewählt. Dieses gibt Bulletins heraus mit Bildern, Sprüche werden an den Wänden angeheftet, immer wieder begegnet man dem „safety first!" (Sicherheit zuerst). Eine auf Freiwilligkeit beruhende Vereinigung von Angestellten versichert gegen Unfall und Tod. In der Hall of Industrial Education (Halle der industriellen Erziehung) haben die Angestellten eine Fortbildungsschule.

Etwas sehr hübsches, dem wir selber beiwohnten, sind die Kinovorstellungen über die Mittagszeit im Schulhause, wie das große, 1200 Menschen fassende, theaterartig gebaute Gebäude genannt wird. Die Arbeiter können ihr Essen beim Eingang in die Halle kaufen und es während der Vorstellung genießen, die 20 Minuten dauern soll. Die Vorstellungen, die gegeben werden, sind meist instruktiv und belehrend. Wir sahen später oben in der Fabrik das Departement, wo die Lichtbilder hergestellt werden. Eine große Wand mit einer Menge Schiebewänden ist vollgesteckt mit Lichtbildern, die alle in der Fabrik gefärbt werden. Ein großer Teil wurde überhaupt selbst hergestellt.

Die Frauen, Schwestern, Töchter der Angestellten wurden zu einem Frauenklub organisiert zur Hebung der Interessen der Angestellten. Zu einem ähnlichen Klub haben sich die männlichen Angestellten zusammengetan. Jeden Samstag morgen werden Versammlungen für die Kinder der Angestellten gehalten, an denen auch die

Kinder der Nachbarschaft teilnehmen können.

Ein besonderes Bureau gibt den Angestellten Gelegenheit zu Vorschlägen aller Art zu Verbesserungen in der Fabrik. Jeder Vorschlag wird geprüft.

Turn- und Spielplätze, sowohl für die Jugend, wie für die Erwachsenen, sind errichtet worden für Golf, Tennis, Baseball, Croquet, und natürlich darf das Tanzen nicht fehlen!

Zu diesen Spielplätzen — es sind deren 9 im ganzen — gehören jeweils auch Baracken, die zu vollständigen Restaurants eingerichtet sind und im Sommer auch als solche geführt werden. Wir haben eines dieser Häuser besucht, die in einem Park, „hills and dales" („Hügel und Täler") genannt, stehen. Dieser Park war früher eine unwirtliche Wildnis und ist heute ein idealer Aufenthaltsort geworden für müde Arbeiter. Um alle die Vorteile dieser Anlagen und reizenden Häuschen zu genießen, müssen die Angestellten Mitglieder des „Country Clubs" (Land-Club) werden. Der Beitrag pro Jahr ist sehr gering, sodaß jedermann ihn bezahlen kann.

Bei unserem Rundgang durch die Fabrik haben wir noch einiges bemerkt, das man in einer schweizerischen Fabrik vergebens suchen würde! Zum Beispiel sah ich dort zum erstenmal, daß die Angestellten auf Rollschuhen in der Fabrik herumlaufen! Von Zeit zu Zeit begegneten wir einem „Suggestion"-Kasten, in dem jeder Arbeiter irgend eine Idee, Erfindung usw. legen kann, die geprüft wird. Zur Zeit der Baseball-Matches in Cincinnati wurden die Resultate in der Fabrik — in den Fabrikräumen — publiziert, sobald man sie in Erfahrung gebracht hatte. Das geschah in der Weise, daß die Ausläufer mit Plaka-

ten durch die Räume liefen, auf denen die Resultate groß aufgedruckt waren. Ein Blick genügte, den Inhalt zu erfassen, und im nächsten Moment waren die Arbeiter wieder mit ihrer Aufgabe beschäftigt, ohne es für nötig zu finden, eine Viertelstunde mit Diskussion darüber zu versäumen!

Für die Angestellten werden von Zeit zu Zeit Ballabende arrangiert, an denen sie ihre Familien mitnehmen können. Solche Kundmachungen werden immer entweder an deutlicher Stelle angeschlagen oder aber von „Sandwich-Mannen" (Plakat-Träger) in den Räumen herumgetragen. Allerhand Sprüche an den Wänden regen zum Nachdenken an. Im Parterre ist eine große Bibliothek eingerichtet zur Verfügung der Arbeiter. Durch Plakate wird ihnen geraten, welche Bücher sie lesen sollen. Sie werden aufmerksam gemacht auf die Geschehnisse der Welt; so waren bei unserem Besuche Verzeichnisse aufgemacht, die Schriften über den Völkerbund empfahlen. Als wir uns verwunderten, wie sauber die jungen Mädchen bei ihren Maschinen aussehen, sagte man uns, sie erhalten jeden Tag neue Schürzen und Ueberärmel, die in der Fabrik selber gewaschen, geplättet und geflickt werden. Auf Fabrikkosten natürlich. Wir haben nachher die Wäscherei selber gesehen, sie nahm mit den übrigen dazu gehörenden Abteilungen fast einen Fabrikboden ein. So ist es nicht verwunderlich, wenn die jungen Mädchen schon in seidenen Blusen und Strümpfen, in Lackschuhen und mit goldenen Armbanduhren an ihren Maschinen sitzen.

Es ist uns auch in keiner Fabrik mehr begegnet, daß man uns vier Schweizern zu Ehren auf dem Dache des Hauses die — Schweizerfahne hißte und ebenso im Speisesaal die schweizerische und die amerikanische

Flagge nebeneinander aufhängte: Das Zeichen der Schwesterrepubliken. Als wir für die Aufmerksamkeit dankten, sagte man uns, daß man immer die Fahne des Landes ziehe, wenn man „distinguished visitors" (distinguierte Besucher) erwarte.

Jedenfalls bekommt die National Cash Register Co. viele Besucher, denn sie haben ein eigenes Departement für den Empfang der Fremden. Ob man von allen sofort eine Photographie und nachher noch eine Kino-Aufnahme macht, wie von der „Swiß Mission" und von uns?

Man riet uns auch hier, unsere Arbeit unter den Jungen zu beginnen, unter den älteren Leuten habe man meist nicht viel Erfolg.

Wir waren die Gäste der National Cash Register Co. während der zwei Tage, die wir dort verbrachten, und sicherlich hat der König von Belgien nicht freundlicher aufgenommen werden können, als die kleine Vertretung des Schweizerlandes im grossen Amerika!

Philadelphia, 10. Okt. 1919.

Immer noch haben wir wunderschönes, warmes Wetter, während nach den Zeitungsberichten im alten Europa kalte Herbststürme brausen. Der Herbst in den Vereinigten Staaten ist wunderschön, voll leuchtender Farben. Die Fahrt von Dayton nach Philadelphia dauerte von 2 Uhr nachmittags bis am andern Morgen früh, zeigte uns aber wieder ein eigenartiges Stück amerikanischer Landschaft. Wie viel Platz man doch hier noch zum ansiedeln und bebauen hat!

Bei unserer Ankunft im Hotel Bellevue Stratford fand ich einen freundlichen Willkommensbrief von Herrn Konsul Vuilleumier vor mit einer Einladung zum

Mittagessen. Herr Konsul holte uns dann gegen Mittag ab und führte uns im Restaurant Thommen mit einigen andern Schweizer Herren zusammen, zu denen auch der Besitzer des Restaurants, Herr Thommen, gehört, welcher uns zu Ehren ein feines Mittagessen gestiftet hatte. Zum erstenmal fanden wir eine wundervolle Blumendekoration auf dem Tisch.

Das erste, was wir in Philadelphia sahen, war die große Druckerei: „The Curtis Publishing Co.", wie sie sich nennt, die die Herausgeberin der „Saturday Evening Post" und des „Ladies Home Journal" ist, zwei der am meisten verbreiteten Zeitschriften in Amerika.

Die Wohlfahrtseinrichtungen sind sehr schön. Es fiel uns auf, daß überall die Wände mit sehr geschmackvollen Gemälden geschmückt sind, etwas, das wir an den meisten andern Orten vergebens gesucht hatten. Auch war der Erholungsraum für die jungen Mädchen sehr heimelig und mit bequemen, gepolsterten Korbstühlen möbliert. Daneben schloß sich eine Art kleines Spital an für Notfälle.

Nachher besuchten wir die berühmte Hutfabrik Stetson u. Co., deren Wohlfahrtschef uns einen begeisterten Vortrag über die Einrichtungen hielt, die seine Firma zum Wohle der vielen Arbeiter getroffen hat. Natürlich finden sich auch hier wieder schöne Eß- und Ruheräume, ein nettes, kleines Spital und vor allem eine prächtig große Versammlungshalle mit einer sehr schönen Orgel für Versammlungen, Sonntagsschule und allerhand Anlässe.

Am meisten hat uns aber das Gewinnbeteiligungs-System interessiert, mit dem die Firma die Arbeiter zu halten sucht.

Am Mittwoch Abend holte uns Herr Konsul Vuilleumier zum Vortrag ab, den ich den Schweizern von Philadelphia halten sollte. Als wir uns der Eingangstüre näherten, hörten wir eine Stimme im breitesten Züritütsch fragen: „Häscht d'bell scho g'runge?" Was eben nur einer versteht, der die englische und die züridütsche Sprache beherrscht. Auf englisch würde es heißen: „Did you ring the bell?" auf stadtzürcherisch ungefähr: „Häscht scho g'lütet?" (Häscht d'Glogge scho zoge?) Es ist nur ein Beispiel der Sprache, die unsere ausgewanderten Brüder in der neuen Heimat sprechen, aber ein typisches. Wir haben noch viele andere gehört und sind gegen das Ende unseres Aufenthaltes manchmal selber in das schöne Kauderwelsch verfallen.

Die Veranstaltung erhielt eine sehr patriotische Grundstimmung. Ein Männerchor sang einige Schweizerlieder und wurde vom Dirigenten wacker unterstützt. Dann hielt Herr Konsul Vuilleumier eine warme, baseldeutsche Einführungsrede für mich, aus der ich ersehen konnte, daß man mich und meine Arbeit auch hier drüben bereits ein wenig kannte.

Infolge der freundlichen und anregenden Stimmung, die im Saale herrschte, konnte ich denn auch sehr gut und fröhlich erzählen und redete auch länger als gewöhnlich. Ich hatte das Gefühl, daß alle gerne wieder einmal etwas von der fernen Heimat gehört haben, mit Ausnahme vielleicht der kleinen, dreijährigen „Grace", welche Fräulein Wild verschiedene Male noch am Rockzipfel erwischen konnte, bevor sie, hart an mir vorbei, auf die andere Seite des Saales zu einigen Spielkameraden entwischen konnte. Da die Amerikanerinnen des Mittelstandes eben keine

Dienstboten halten können, so müssen sie ihre Kinder in die Vorträge, Kinos und Anlässe mitnehmen, was auch allgemein üblich ist. Es sind mir sogar Säuglinge in meine Vorträge gebracht worden.

Nach dem Vortrag und den Lichtbildern gibt's noch ein Schweizerlied, von Vater und Tochter gesungen und von fünf Söhnen mit Blechmusik begleitet! Zum Schlusse dann hallte voll und rein unser lieber Zapfenstreich durch den Saal, von allen mit großer Freude aufgenommen.

Wir haben noch lange mit den Anwesenden geplaudert und viele liebe Leute kennen gelernt und hätten noch viel mehr Zeit zur Verfügung haben müssen, wenn wir alle die freundlichen Einladungen hätten annehmen wollen, die an uns ergingen.

Wir besuchten andern Tags das Hauptgeschäft des großen Warenhauses Wanamaker, das auch in Newyork, Chicago und andern Großstädten seine Verkaufsmagazine hat. Es galt, eine schwierige Aufgabe zu lösen bei Wanamaker: wir mußten für Winterhüte sorgen. Das Hütekaufen ist für mich schon daheim ein schwieriges Geschäft. Hier aber glaubten wir, zu keinem befriedigenden Ende zu kommen. Es waren wohl schöne Hüte ausgestellt, die uns vielleicht gepaßt hätten. Aber einen Reisehut für 20.—, 30.— oder 40.— Dollars kaufen — das war uns doch des guten zu viel. Am Ende waren wir froh, meine Begleiterin und ich, daß wir mit 12 Dollars davongekommen waren. Wir mußten eben unsere Dollars mit 5.60 multiplizieren, denn bis jetzt war unser Salär noch nicht für amerikanische Hutpreise berechnet!

Als ich dann mit meinem neuen Hute vor den mich begleitenden Herren erschien, erklärten sie rundweg, damit reisten sie nicht mit mir durch England, denn ich

würde unfehlbar als deutsche Lehrerin eingesteckt werden, wenn ich diesen Hut trüge! Das war das Resultat meiner ein und eine halbe Stunde dauernden sorgfältigsten Auswahl!

Mittags waren wir von Herrn Freitag zum Lunch eingeladen in ein Klubhaus für arme Junggesellen, die kein eigenes Heim haben. Als wir eintreten und fröhlich vorwärts schreiten wollten, tönte plötzlich ein schüchternes „Halt! Der Eingang ist nur für Herren!" Wir drehten uns ganz erstaunt um und guckten den Sprecher an, ob ihm wirklich ernst sei mit seiner Bemerkung. Freilich war ihm ernst. Da alle die Herren, die zu dem Klub gehörten, sich in ihrem Leben ohne Damen behalfen, so nahm man sehr folgerichtig an, dies geschehe mit Absicht und bietet ihnen hier Gelegenheit, ihrem Wunsche nachleben zu können. Wenn also Herren in Damenbegleitung kommen, so müssen sie hübsch bescheiden im Vorraum den einfachen Lift benützen, der nach oben in den Restaurationsraum führt. Unser Gastgeber, Herr Freitag, erzählte uns, daß das Klubhaus sehr luxuriös eingerichtet sei, was schon dem Raume anzusehen war, in dem wir uns befanden. Selbstverständlich existierten noch andere Eßräume, die aber wieder das Damenverbot hatten. Die Mitglieder des Klubs haben hier ihre Zimmer, in denen sie sich zu jeder Zeit des Tages oder der Nacht aufhalten können, viele von ihnen wohnen ständig hier, andere haben daneben noch ihre Privatwohnung. Für Besuche können sie Gastzimmer beanspruchen. Die Lese-, Schreib-, Spiel- und andern Räume, eine große Bibliothek 2c. stehen den Mitgliedern unentgeltlich zur Verfügung, doch bezahlen die Klub-Mitglieder einen großen Jahres-

beitrag. Die Klubhäuser stehen meistens im Zentrum der Stadt, damit die Geschäftsleute sie jederzeit rasch erreichen und auch dann benutzen können, wenn ihnen nur wenig Zeit zur Verfügung steht.

Das Mahl war ganz ausgezeichnet zubereitet. Meine Begleiter haben dabei ihre ersten Auster-Versuche gemacht, sie aber weder direkt gut, noch direkt schlecht gefunden.

Für den Nachmittag war die Besichtigung der „Independent Hall" vorgesehen, wo am 4. Juli 1776 von George Washington, Benjamin Franklin und anderen die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten Nordamerikas von England erklärt worden ist. Weil damals die Franzosen, auf Befürwortung Franklins, der Gesandter in Paris war, die Amerikaner in ihrem Befreiungskriege unterstützt hatten, haben anno 1917 die Amerikaner, um ihre Schulden zu bezahlen, wie sie sagten, auf Seite Frankreichs in den Weltbrand eingegriffen. Wenigstens war dies einer der Gründe, mit denen man das Volk und die Soldaten zum Teilnehmen am Krieg aufforderte.

Wir konnten leider viel zu wenig lang in der „schlafenden Stadt", wie Philadelphia genannt wird, verweilen, obwohl gerade hier viel Interessantes aus der Geschichte der Vereinigten Staaten zu erfahren gewesen wäre, da Philadelphia ja zuerst Amerikas Hauptstadt war. Die Stadt liegt im Staate Pennsylvania, der jahrzehntelang von den deutschen Einwanderern bevorzugt wurde. Hierher kamen die aus der Schweiz und der Pfalz vertriebenen Sekten der Mennoniten u. a., die fleißige, nüchterne Ansiedler wurden und dem Lande zu seiner heutigen Blüte verhalfen.

New York.

Den 12. Oktober 1919. Sonntag.

Es ist ein Regensonntag, wie die vier letzten in Amerika. Die Woche durch ist es dann jeweils wieder schön, doch da haben wir nicht Zeit, spazieren zu gehen.

Wir sind zum erstenmale wieder in New-York, das uns wie eine alte, bekannte Stadt angeheimelt hat, als wir vom Bahnhof heimzu fuhren. Das macht man auch nur in Amerika, daß man von dem fünf Minuten vom Hotel entfernten Bahnhof weg einen Taxi nimmt, um seine Handköfferchen nicht selber zu schleppen, was in Amerika keine Dame tut, und da es doch nun einmal Mode war, daß wir es gut haben sollten, so wollten wir uns nicht dagegen wehren!

Hier herrscht der Dockarbeiterstreik, infolgedessen unsere Schweizer, die von New-York aus die Heimreise antreten wollten, nun nicht fortfahren können. So haben wir überraschenderweise einige von ihnen gestern und heute getroffen. Die Dockarbeiter scheinen es ernst zu nehmen mit ihrem Streik. Einer der Herren hatte unglücklicherweise seinen Koffer mit der American Expreß Co. schicken lassen und der war nun in ein Dock geraten, anstatt ins Hotel Mc Alpin. Gestern beim strömenden Regen wollte er ihn per Taxi holen und hoffte, durch ein hübsches Trinkgeld Hilfe zu erhalten. Er wurde von den Streikenden sehr genau befragt, was er wolle und erhielt nach den verlangten Erklärungen die Erlaubnis, den Koffer selber zu suchen und bis zum Taxi zu tragen. Wenn aber jemand, sei es ein Chauffeur oder ein Streikender, ihm nur das geringste dabei helfe, so werden sie alle beide durchgeprügelt und ohne Koffer zurückspediert werden. Unser Schweizer hat es dann

vorgezogen, den Regen fallen und den Koffer lagern zu lassen, bis Himmel und Dockarbeiter sich eines bessern besinnen würden. Alles Geldofferieren hat ihm nichts genützt. Er mußte unverrichteter Dinge die Stunde Autofahrt ins Hotel zurücklegen.

Selbstverständlich geht auch, seitdem der Streik dauert, keine Post nach Europa ab, sodaß wir gestern zur Vorsorge per Kabel unser Wohlbefinden heimgemeldet haben, um unsere Leute nicht in Angst zu lassen.

Für die Regensonntage haben wir uns den Besuch einiger Museen vorgenommen, und so sind wir heute im „Metropolitan Art Museum" gewesen, das eine wunderschöne, ausnehmend reiche Gemäldesammlung besitzt. Wir haben vier Stunden lang beinahe nur die Gemälde angesehen und konnten vor Torschluß nur noch allzurasch durch die Rodin-Ausstellung laufen. Es sind einige wunderbare Rodin-Originale hier, von denen mir vor allem „Die Hand Gottes" einen tiefen Eindruck gemacht hat.

Als am Abend der Regen aufhörte, bummelten wir noch etwas durch New-Yorks „Weißen Weg", wie der Broadway zwischen der 34. und 42. Straße des Nachts genannt wird infolge der Unmenge Lichtreklamen, die durch tausende und abertausende von elektrischen Lämpchen alle möglichen und unmöglichen Aufschriften, Bilder und beweglichen Zeichnungen darstellen. Ich erwähne nur die drei kleinen Männlein, die Turnübungen machen, die Katze, welche einen Knäuel Garn dreht und verwirrt, das Mädchen, das sich schaukelt und viele andere mehr. Ein Vergnügen müßte es sein, hier eine Anzahl kleiner, unverwöhnter Schweizermädel und Buben vorbeizuführen und ihnen alle die Wunder zu zeigen!

Wir waren sehr müde von dem vielen Schauen und froh, uns zur Ruhe legen zu können. Doch mußten wir uns diese noch einmal verdienen, indem wir, als wir schon im besten Schlafe lagen, nochmals durch ein Klingeln geweckt wurden, von dem wir unmöglich annehmen konnten, daß es schon der Wecker sei! Und doch klang's ganz nahe, vom Nachttisch her. Ich machte Licht — natürlich, ich hatte vergessen, daß man in Amerika das Telephon nicht nur im Zimmer, sondern gleich neben seinem Kopfkissen hat, sodaß man, wie eben jetzt, noch um 12 Uhr in der Nacht für andere erreichbar ist! Es war einer unserer Schweizer Herren, welcher soeben vernommen hatte, daß ich hier sei und mich nun rasch begrüßen wollte, bevor ich oder er wieder abreisen mußten. Wir haben eine ganze halbe Stunde lang geplaudert und ich war nachher so wach, daß ich die längste Zeit den Schlaf nicht mehr finden konnte.

Newyork, 14. Okt. 1919. Mc. Alpin.

Wir haben von Miß Richardson, Y. W. C. A. in Chicago, eine warme Empfehlung an Miß Florence Simms, eine der leitenden Damen der „Young Women's Christian Association" erhalten, welche im Hauptbureau dieser Gesellschaft an der Lexington Avenue Nr. 600 in Newyork ihre Bureaux hat. Auf unsere gestrige telephonische Anfrage, wann wir diese Dame aufsuchen dürfen, wurde uns heute die dritte Nachmittagsstunde bestimmt. Wir haben Frl. Gertrud Schindler, die mit ihrem Vater vor einigen Tagen in den Vereinigten Staaten angekommen ist, ebenfalls mitgenommen, um ihr einige Verbindungen zu verschaffen.

An der Lexington Avenue befinden sich zwei mächtige Gebäude der Y. W. C. A.

Eines davon beherbergt die Nationalleitung dieser vornehmen, weitverzweigten Organisation. Das andere gehört dem Newyorker Zweig, enthält eine Anzahl Lehrzimmer, Unterhaltungsräume, Turnhalle, Schwimmbad und natürlich auch Restaurationssäle. Als wir in der Halle der „National-Organisation" nach Miß Simms fragten, wurde uns zuerst der Bescheid, die Dame sei sehr beschäftigt und nehme momentan keine Besuche an. Erst meine Karte und die Empfehlung von Chicago öffneten die Türe.

Unsere Besprechung mit Miß Florence Simms verlief sehr anregend. Die über ganz Amerika verbreitete Organisation der Y. W. C. A. hat in letzter Zeit eine Abteilung gegründet, die sich hauptsächlich mit den in der Industrie beschäftigten Frauen und Mädchen abgeben soll. Eine große Zahl von Sekretärinnen wurde für diese Aufgabe besonders ausgebildet und den einzelnen Sektionen in den U. S. A. zur Verfügung gestellt. Reiche Literatur ist über diese Arbeit vorhanden, welche zeigt, wie die Y. W. C. A. sich mit der Weiterbildung und Unterhaltung der Fabrikarbeiterinnen beschäftigen und sie selber mitarbeiten lassen.

Miß Simms betonte die Wichtigkeit einer Stelle, die für Arbeitnehmer und Arbeitgeber Rat erteilt, aber absolut unabhängig ist. Die Organisation hat ein eigenes Departement der „Cooperation mit den Arbeitgebern".

Die Y. W. C. A. ist eine der angesehensten Frauen-Organisationen Amerikas, welche auch viele reiche Damen als Mitglieder hat. Sie hat es als eine ihrer wichtigsten Aufgaben erkannt, mit den arbeitenden Frauen in Kontakt zu kommen. Die Y. W. C. A. gründet Mädchen-Clubs und

stellt ihnen Leiterinnen zur Verfügung. Im Sommer vereinigen sie Abgeordnete solcher Clubs in Ferien-Camps, wo die Arbeiterinnen in Zelten leben und Vorträge und Lehrkurse erhalten. Im Sommer 1919 besuchten 20,000 Mädchen diese „Camps".

In den Clubs wird Unterricht im Fabrikgesetz, in Organisationsfragen usw. gegeben, daneben auch Tanz und Spiel nicht vergessen.

Miß Simms betont, daß die Aufgabe ihrer Organisation die Erziehung des Volkes zur Selbständigkeit sei. „Man soll nicht etwas für das Volk tun, sondern ihm helfen, es selber zu machen. Die Frauen müssen aufgeklärt werden in Politik und Arbeiterfragen, damit sie darin ihre eigene Meinung bekommen. (Auch die reichen Frauen!) Die Barrieren müssen fallen, damit man sich gegenseitig besser verstehen lernt. Gemeinsame Diskussionsabende mit Arbeiterinnen zeigen oft neue Wege und verhelfen zur gründlicheren, gegenseitigen Beurteilung. Wir leben in einer neuen Zeit und müssen dem herrschenden Zeitgeist Rechnung tragen."

Wir erfuhren durch Miß Simms, daß Ende Oktober in Washington ein internationaler Kongreß arbeitender Frauen stattfinde. Sie versprach, uns allen von der Präsidentin der Konferenz, Mr. Robins, eine Einladung zu verschaffen, damit wir an den Verhandlungen teilnehmen können. In außerordentlich freundlicher Weise stellte uns Miß Simms eine ihrer Sekretärinnen, Mr. Margaret Wood, zur Verfügung, die uns in der Folge eine liebenswürdige Führerin durch Newyork wurde und uns in Washington einführte.

Im Nationalen Hauptquartier der Y. W. C. A. tagte eben ein internationaler

Aerztinnen-Kongreß, der von einer Reihe von Ländern beschickt worden ist. Er behandelt die sexuellen Probleme der Gegenwart, die ja durch den Krieg zu brennenden Fragen geworden sind. Wir hatten Gelegenheit, mit zwei Schweizer Aerztinnen dort zusammenzukommen. Die eine davon ist Frau Dr. Natalie Wintsch-Maleef, Avenue Juste Oliver 9, Lausanne, die andere Frl. Dr. Fehler, ebenfalls in Lausanne.

Die Vertreterin von Argentinien hat erschütternde Bilder vom internationalen Mädchenhandel gegeben und die Aerztinnen aller Länder aufgefordert, ihren ganzen Einfluß aufzubieten, um die Mädchen vor den Agenten des weißen Sklavenhandels zu bewahren.

Am Nachmittag hörten wir im Hause der Y. W. C. A. einen Vortrag von Helen Marott, der Autorin eines vorzüglichen englischen Buches über Industrie. Wir haben viele gute, neue Anregungen mit heimbekommen.

Newyork, 15. Okt. 1919. Mc. Alpin.

Vorgestern abend waren wir die Gäste eines Mitgliedes der „Swiß Mission", der seit Jahren mit einer Amerikanerin verlobt war und letzter Tage Hochzeit gehalten hat. Wir nahmen den Zug nach Elisabeth, einer der Vorstädte von Newyork, wo wir einen sehr gemütlichen Abend bei unserem Reisekameraden, Herrn Schmid, und seiner jungen Frau verlebten.

Am nächsten Morgen wollten wir uns mit Mrs. Wood das größte amerikanische Gefängnis „Sing-Sing" ansehen, in das sonst sehr schwer hineinzukommen ist. Unsere Verabredung mit Herrn Schmid ging dahin, daß er uns auf dem Weg von der Pennsylvania-Station, wo er ankommen

sollte, zur Grand Central Station, von der unser Zug nach Ossining (der Bahnstation von Sing-Sing) abfuhr, im Hotel Mc. Alpin abholen wollte.

Mit dieser Abmachung trennten wir uns, um mit unserem zweiten Reisekameraden, Herrn Schwyzer, nach Newyork zurückzukehren. Wir hatten uns den Weg zur Station „Elisabeth" genau beschreiben lassen, konnten also nicht fehlen.

Wir fanden den beschriebenen Weg sehr gut, waren aber etwas erstaunt, daß wir statt der einen — zwei einander sehr ähnliche Stationen ganz nahe beieinander fanden. Welche war es nun, die wir nehmen mußten? „Unter einem Torbogen durch, dann links, dann die Treppe hinauf, und dann seid ihr in der Station, nur auf der andern Seite des Billetschalters", hatte man uns gesagt. Also: „Unter dem Torbogen durch —" wir befolgten möglichst genau die Weisungen, aber wir waren zuletzt nicht gegenüber, sondern bei den Billetschaltern. Nun, das konnte ja keinen großen Unterschied machen. Unser Beschützer und „bewährteste Führer durch Newyork" erkundigte sich, ob wir recht seien, und holte die Billets. Er kam mit einem sehr angenehmen Bericht zurück: Wir waren auf der Station der Newyork Central Railway, während drüben die Station der Pennsylvania-Gesellschaft (die Eisenbahnen sind in Amerika nicht staatlich) stand, auf der wir angekommen waren. Doch fuhr von hier allernächstens ein Schnellzug Newyork zu, während wir drüben noch warten müßten und dann einen Lokalzug hätten. So der Bericht des Angestellten. Wir fanden, daß wir lieber nicht so lange warten und die kurze Strecke von der Central Station in Newyork heimgehen wollten, als erst ziemlich später an-

kommen in der näheren Pennsylvania-Station. Lachend nahmen wir uns noch vor, Herrn Schmid, der Newyork doch kennen sollte, am nächsten Morgen gehörig aufzuziehen, daß er mit der Pennsylvania-Linie herfahren und uns abholen wollte, anstatt den viel direkteren und einfacheren Weg mit der Central-Railway zu nehmen und im gleichen Bahnhof zu landen, von dem wir wieder ausgehen mußten!

Der Schnellzug kam mit etwas Verspätung und wir stiegen in allerbester Laune ein, sehr stolz auf unsere Reisegewandtheit und unsere Klugheit. Wir waren eben gescheite Leute und nicht vergebens schon sieben Wochen lang in Amerika herumgefahren!

Einmal schauten wir hinaus. Aber es war dunkel und die Gegend nicht recht wiederzuerkennen. Uns schien alles ganz anders als auch schon, da wir bei Tage mit dieser Linie gefahren waren. Wir passierten Brücken, die über das die Stadt Newyork umgebende Sumpfland führten, welches teilweise aus Riedgras, teilweise aus weiten Wasserflächen besteht. Die Lichter der Stadt spiegelten sich in solchen Stellen. Es war schön, aber — wir kannten die Gegend wirklich nicht! Und nun verlangsamte der Zug seinen Lauf und wir fuhren eine lange Strecke Untergrund. Wir hatten es noch nie bemerkt, daß man bei der Einfahrt in die Grand Central Station Newyork so weit Untergrund fahren mußte! Und dann — der Hudson? Wir waren ja noch gar nicht über den Hudson gekommen? Oder war dies der Tunnel unter dem Hudson durch? Aber — wir konnten nicht einmal den Gedanken fertig denken, so hielt auch der Zug schon und stand stockstill und wollte nicht mehr weiter. Er war am Ziel. Aber wir nicht.

Und nun das köstliche Gesicht von Herrn Schwyzer, als er sah, wo wir waren, oder besser, wo wir nicht waren! Wir schauten auf die Uhr, es war noch nicht viel nach 10 Uhr, also noch „plenty of time", sich bis morgen zurechtzufinden. Es war nichts zu machen, wir mußten uns doch entschließen, auszusteigen. Hübsch ordeli liefen wir den Leuten nach, den Perron entlang, bis wir vorn die leuchtende Aufschrift lasen: „To the Ferry-boats" (Zu den Fähr-Booten). Mit dem Licht von vorn kam auch in unsere Köpfe etwas Licht. Wir waren also noch nicht über den Hudson, denn nur dieser hat die schweren Ferry-Boote als Verbindungsmittel. Und es kam noch mehr Licht. „To 23rd Street" stand beim Eingang des einen Bootes. Da dieses aber nicht mehr fuhr, so steuerten wir eben auf ein anderes los, obschon wir von jener Landungsstelle bis zu unserem Hotel noch eine beträchtliche Strecke zurückzulegen hatten. Unsere Billets lauteten bis New-York und damit hatte die Bahngesellschaft ihre Pflicht getan. Wo in New-York man landen würde, das war nicht mehr ihre Sache. Am allermeisten wurmte es schon unseren Führer, daß seine sonst so bewährte Leitung hier so kläglich in Stücke gegangen war, meine Begleiterin und ich aber freuten sich königlich über die daneben geratene Selbstsicherheit und hätten das Erlebnis nicht um vieles gegeben!

Wir standen, als das Boot sich in seiner lautlosen Weise in Bewegung setzte, ganz vorn auf dem Schiff und genossen die wunderschöne Fahrt der beleuchteten Riesenstadt entgegen, die den Eindruck einer Bergwand mit vielen lichthellen Häusern machte. Wie ein dunkler Riese ragte das Woolworth-Gebäude aus der Down-town

(Unterstadt) auf, während weiter aufwärts die hell beleuchtete Kuppel des „Life-Insurance-Building" weithin sichtbar war. Sogar einige Lichtreklamen des Broadway konnten wir erkennen.

Als das Ferry-Boot landete, ermahnte uns unser Begleiter, nur ja recht vorsichtig zu sein beim Aussteigen und uns gar nicht so sehr zu beeilen, wir sollen die hastigen Dränger nur vorgehen lassen! (Wir standen nämlich zuvorderst und hätten es gemerkt, daß er den Weg nicht so zum besten wußte, wenn er niemandem nachlaufen konnte!) Wir stiegen also sehr vorsichtig aus und hängten uns dann an die Fersen eines biederen Köfferlimannes, der energisch seinen Weg verfolgte und in der glücklichen Lage zu sein schien, zu wissen, wo er war! Zuerst landeten wir in einem falschen und nachher dann im richtigen Subway (Untergrundbahn) und kamen, nachdem wir unterwegs noch den Expreß mit einem Lokalzug umgetauscht hatten, so um 11 Uhr herum glücklich in der Nähe unseres Hotels an. Wenigstens waren wir in der 33. Straße, in der auch das Mc Alpin liegt, und befanden uns eine halbe Stunde später (denn diesmal ging es sehr rasch) allbereits „unter Deck"!

New-York, 16. Oktober 1919.

Gestern Mittwoch früh hatte sich eine ganze Gesellschaft auf dem Bahnhof der Grand Central Station 42. Street Newyork zusammengefunden. Das erste, was wir erfuhren, war, daß wir gestern abend allerdings in Central Station gelandet seien, aber in Central Station Hoboken, und nicht in Grand Central Newyork, besser Manhattan. Seitdem haben wir uns angewöhnt, die Namen der Stationen zu Ende zu hören und zu Ende zu sagen.

Mrs. Wood, unsere getreue Führerin, hatte zum Glück keine bestimmte Zahl von Besuchern angemeldet, sondern bloß von „some Swiß Friends“ gesprochen. Als gelehrige Schüler hatten wir uns rasch so weit amerikanisiert, um noch einige unserer Freunde zu der Partie einzuladen. Wir waren auf 9 Personen angewachsen und zählten uns gegenseitig sorgfältig, jedes mit der heimlichen Absicht, recht aufzupassen, daß nicht etwa einer von uns am Ende im Sing-Sing hängen bleibe. Mrs. Wood, die großes Verständnis für unsere gestrige Heimfahrt zeigte, war trotz der Verdoppelung der ihr anvertrauten Schäflein sehr zuversichtlich und sagte, wir werden vielleicht gleichwohl landen, wenn wir schon einen so guten Führer bei uns haben!

Das Staatsgefängnis von N. J. ist mit zirka Dreiviertel Stunden Eisenbahnfahrt von Newyork aus zu erreichen und wunderschön am Hudson gelegen. Es hat seinen Namen von der Station und Ortschaft Ossining, die zu „Sing-Sing“ umgeprägt wurde. Wir fuhren mit unserem Zuge durch den „Bronx“ genannten Teil Newyorks, in dem die Arbeiter-Bevölkerung und der kleinere Mittelstand ihre Wohnungen haben. Die Seitengassen sind hier enger, die Straßen schmutzig, die Häuser schwarz und ohne jegliche Verzierung. Vorhänge an den Fenstern sind selten, dafür Wäschestücke umso häufiger zu sehen. Ob die wohl sauberer wurden in dieser Luft?

Weiter draußen fuhren wir hart am Ufer des Hudson dahin, der breit ist wie ein Schweizersee und mit seinem gegenüberliegenden, hügeligen Ufer und in der blauen Beleuchtung des klaren Herbsttages sehr an eine Schweizerlandschaft erinnerte. Sein Wasser ist durch den Einfluß der Fluth

bis nach Albany hinauf salzig und der Wasserstand weist zwischen Ebbe- und Flutzeit eine beträchtliche Höhendifferenz auf.

Im Sing-Sing-Gefängnis wurden wir erwartet, mußten uns aber zur Besichtigung in zwei Gruppen trennen, da die Damen nicht den gleichen Weg geführt werden konnten, wie die Herren. Wir waren überrascht von der verhältnismäßig großen Freiheit, die den Sträflingen gewährt wurde. Da war kein demütigendes Haarabschneiden, keine Anstaltskleidung, kein Ueberwachen eines jeden Schrittes. Das Prinzip der Anstalt ist, aus den Menschen, die herkommen, wieder Männer, d. h. brauchbare Glieder der menschlichen Gesellschaft zu machen. Um dies zu erreichen, bedürfen die Leute vor allem des einen: Vertrauen. Dieses wird ihnen auch in weitgehendstem Maße entgegengebracht. Einzelhaft wird nur in den gefährlichen Fällen vorgeschrieben, und sobald die Männer sich gut aufführen, dürfen sie mit den andern zusammen in Schlafsälen schlafen. Die Säle sind groß, sehr sauber gehalten und mit ausgezeichneten Ventilations-Einrichtungen versehen, um die Luft bei dem Zusammenschlafen so vieler möglichst zu erneuern.

Die meisten von den Sträflingen kommen aus den untersten Schichten des Volkes: Eingewanderte, die weder lesen noch schreiben können. Während ihrer Haft im Gefängnis haben sie Gelegenheit, die dort eingerichtete Schule zu besuchen, wo ihnen in erster Linie Lesen und Schreiben, dann aber auch andere Fächer, sogar fremde Sprachen, beigebracht werden. Für die Berufslosen sind Berufsschulen eingerichtet, in denen sie eine Lehre durchmachen und nachher darin weiterarbeiten können, je nach der Dauer ihrer Strafe, die ihnen

so zu einer Berufslehre umgewandelt wird. Wir haben die Schneider-, Zuschneider-, Zeichner-Ateliers, Schreiner-, Schlosser-, Elektriker- und andere Werkstätten gesehen. In einem eigenen Schuppen ist eine Schule für die Reparatur und Führung von Autos. Da die weitaus größte Zahl der Insaßen zwischen dem 18. und 25. Jahre steht, können ihnen alle diese Einrichtungen zum großen Segen werden. Die Schule selbst wird von einem Sträfling geleitet, der uns allen einen ausnehmend guten Eindruck machte. Es lag in seinen Augen so viel Güte und Verstehen für seine Aufgabe, als er sie uns erklärte, wie wir dies allen unseren Schweizer Volks- oder Berufslehrern wünschen möchten.

Amerika hat noch die Todesstrafe und vollzieht sie in der Weise, daß der Verbrecher mittels des elektrischen Stromes getötet wird. Der Tod erfolgt sofort und ist nicht blutig.

Als wir von unserem Führer zurückgebracht wurden, fanden wir unsere Herren auf uns wartend und traten mit ihnen den Rückweg nach Newyork an.

Herr Schindler-Huber, der mit bei der Partie gewesen ist, lud nachher die ganze Gesellschaft zu einem Lunch im schönen Restaurant der „Grand Central-Station" ein, wo wir zur Feier des Tages uns wieder eine Portion des feinen Ice-Cream leisteten.

Die Ice-Cream-Fabrikation hat während den letzten Jahren einen kolossalen Aufschwung genommen. Herr Thommen von Philadelphia erzählt uns, daß er sich noch gut erinnere, wie man Ice-Cream sehr mühsam selber fabrizierte. Heute wird es mit Maschinen in Fabriken gemacht und man hat einen gewaltigen Absatz. Nach

Herrn Thommen ergeben 20 Liter Creme und 10 Pfund Zucker 40 Liter Ice-Cream. Die Herstellung soll sehr einfach sein, die Dauerhaftigkeit beinahe unbegrenzt, solange die Masse auf dem Gefrierpunkt gehalten wird. Es haben sich in Amerika eine große Anzahl Brauereien für diese neue Fabrikation eingerichtet, was sicher auch bei uns gemacht werden könnte.

Washington, 20. Oktober 1919.

Wir haben einen Abstecher nach Washington gemacht, wo Frl. Wild und ich von unserem Gesandten, Herrn Dr. Hans Sulzer, und seiner reizenden Frau sehr freundlich als ihre Gäste aufgenommen worden sind.

Vorgestern stellte uns Frau Minister Sulzer ihren schwarzen Chauffeur „Franc" mit dem eleganten Motorwagen zur Verfügung zu einer Fahrt nach „Mount Vernon", dem Heiligtum der Amerikaner. „Mount Vernon" ist das Landgut von George Washington, dem ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten, wo er nach pflichtgetreuer, uneigennütziger Arbeit seinen Lebensabend zubrachte. Er starb im Jahre 1799 in diesem Hause, welches dann ein halbes Jahrhundert später von einer Vereinigung von Damen gekauft und zum Gedächtnis des großen und hochverehrten Staatsmannes restauriert wurde. Seither ist Mount Vernon zum Wallfahrtsort der patriotischen Amerikaner geworden.

„Franc" war ein ausgezeichneter Führer, nicht nur in Bezug auf das Automobil, sondern auch für alles Wissenswerte, das sich in und um Washington zeigte. Vor allem machte er uns mit großem Stolz auf alle Botschaften aufmerksam. Man spürte es ihm an, daß er sich sehr als „Diplomaten-Chauffeur" fühlte. Wir

fuhren auch an der Schweizer Gesandtschaft vorüber, wo unser Herr Dr. Sulzer seit mehr als zwei Jahren mit so großem Geschick die Schweiz als Minister vertritt und in schwerster Zeit unser „Brotherr" war. Das Schweizerland kann die Verdienste dieses klugen und hochbegabten Mannes, der auch in amerikanischen Kreisen großes Ansehen genießt, nicht hoch genug schätzen und ihm nicht dankbar genug sein.

Wir fahren über den blauen Potomac-Fluß in den Staat Virginia hinüber und befinden uns nun geographisch im südlichen Teil der Vereinigten Staaten. Hier liegen die sorgfältig bebauten Versuchsfelder des Landwirtschafts-Departements der U. S. A.

Mount Vernon liegt südlich von Washington auf einem Hügel und wird halbinselähnlich vom klaren Potomac umflossen, der hier Seebreite hat.

Das Wohnhaus von George Washington ist im sog. Colonial-Styl erbaut und besitzt eine prächtige Aussicht auf die sich ausbreitende, hügelige Landschaft. Das langgestreckte, weiße Haus mit der Säulenhalle ist sehr einfach eingerichtet und ist ein Zeuge für die bescheidene Lebensweise der damaligen Zeit. Welch ein Unterschied zu unseren Berner Adelssitzen!

Bei vielen der Gerätschaften steht ein Vermerk: „Washingtons persönliches Besitztum" oder: „Von Washington eigenhändig gebraucht." So z. B. ein Wasserkrug, ein Lehnstuhl, einige Waffen, sogar eine Flöte. Auch das Bett, in dem Washington starb, steht noch am gleichen Platze. Im oberen Stockwerk sind die Besuchszimmer, von denen der Raum, der von Washingtons Enkelin, Nellie Custis, bewohnt wurde, uns besonders auffiel, weil er mit ganz besonderer Liebe und Sorgfalt hergerichtet worden ist. Ein primi-

tives Mansardenzimmerchen wird als Sterbezimmer von Washingtons Gattin, Frau Martha, gezeigt. Es hat den Ausblick nach Süden und Martha Washington wählte es zu ihrem Lieblingsaufenthalt, weil sie von dort aus das Grab ihres Gatten sehen konnte.

Die primitive Küche mit Office ist in einem kleinen Nebenhause untergebracht und beim Pächterhaus sieht man die alte Kutsche, die Washington zu benützen pflegte.

Etwa fünf Minuten vom Wohnhaus entfernt liegt die Grabkapelle, wo George Washington und seine Gattin zum ewigen Schlummer gebettet sind. Eine Birkenallee führt zu der heiligen Stätte, wo zwei wunderschöne Marmor-Denkmäler die Züge der Verewigten der Nachwelt erhalten haben.

Wir nahmen den Rückweg über Arlington, den großen Soldatenfriedhof der Amerikaner, welcher Washington gegenüber auf einer Anhöhe gelegen ist. Hier befindet sich das unter dem Namen „Custis-Lee-Mansion" bekannte Herrenhaus des früheren Generals Lee, der auf der Seite der Südstaaten im Bürgerkriege kämpfte. Man hat von dort aus an klaren Tagen eine wunderschöne Aussicht auf Washington, das angrenzende Georgetown und den Potomac. 1862 wurde das Besitztum vom Präsident Lincoln in einen National-Friedhof umgewandelt, in welchem, als die ersten, die im Bürgerkrieg gefallenen Soldaten zur Ruhe gelegt wurden. Auch die Opfer des Weltkrieges sind dort begraben worden, soweit man sie von den europäischen Schlachtfeldern hinüberbringen konnte.

Der Friedhof weist sehr schöne Monumente auf, unterscheidet sich aber dadurch

von anderen Friedhöfen, daß weite Rasenflächen nur mit ganz einfachen, niedrigen Grabsteinen besetzt sind, welche die Namen der gefallenen Soldaten tragen. Es hat sich einer unserer Begleiter über diese schnurgeraden Reihen Grabsteine sehr aufgeregt und gefunden, das sei doch der allergrößte Militarismus, wenn man seine Soldaten sogar noch im Tode so nach allen Seiten ausrichte!

Eigentümlich hat es uns auch angemutet, daß eben auf dem Friedhof, hart neben den Gräbern der gefallenen Matrosen, ein Freilichttheater gebaut wird, das sehr schön zu werden verspricht! Jedenfalls hat man sich die schöne Lage mit dem Potomac-Tal und der geliebten Hauptstadt im Hintergrund zu Nutzen machen wollen.

Wir kamen von unserer unvergeßlichen Fahrt noch rechtzeitig nach Washington zurück, um uns für ein Konzert von Frau Schumann-Heink bereit zu machen, auf das wir uns lange schon gefreut hatten.

Newyork, 25. Oktober 1920.

In Amerika gewesen zu sein und die Niagara-Fälle nicht gesehen zu haben, das wollten wir nicht! Fräulein Wild erklärte mir auch allen Ernstes: „Wenn ich Papa sagen würde, ich hätte die Fälle, seine Fälle, die er vor zirka 30 Jahren besuchte, nicht gesehen, ich glaube, er würde mich gleich wieder nach Amerika zurückschicken!“

Wir wurden einer Schweizerfamilie in Tonawanda, Mr. und Mrs. Ricklin, empfohlen, die uns denn auch liebenswürdig beherbergte. Tonawanda liegt zwischen Buffalo und den Niagara-Fällen mitten in großen Obstbaumanlagen, die Gegend um Buffalo herum nennt man die Obstkammer Amerikas.

Beim Nachtessen im reizenden Heim der Familie Ricklin lernten wir noch einen Schweizer, Dr. Kuoch, aus Buffalo, kennen, der uns für den folgenden Abend nach Buffalo einlud.

Zur Hin- und Rückfahrt nach Buffalo benutzten wir die bequemen Nachtzüge, sodaß wir für den Abstecher nur zwei Tage brauchten und in Rochester noch eine Fabrik besuchen konnten, von der ich an anderer Stelle erzählen werde.

Dichter Nebel lagerte über der Landschaft, als Mr. Ricklin im selbst gesteuerten Automobil mit uns von Tonawanda wegfuhr, aber schon nach kurzer Zeit brach die Sonne durch und überschüttete die herbstbunten Obstbäume mit ihrem Gold. Tiefblauer Himmel strahlte über den Obstgärten, die sich stundenweit erstrecken. Das gutgeführte Auto rollte glatt auf der asphaltierten Landstraße dahin, die Buffalo mit den Niagara-Fällen verbindet. Links und rechts tauchten Farmen auf, dann und wann eine Fabrik. Von Zeit zu Zeit sind große Plakate in Form eines offenen Buches aufgestellt, welche in deutlichen Buchstaben Angaben über die Fälle enthalten.

Die Ortschaft N i a g a r a sieht nicht gerade vielversprechend aus. Umso schöner sind die Parkanlagen, die sich dem Niagarafluß oberhalb der Fälle entlang ziehen. In raschem Lauf eilen die Wassermassen den Klippen zu, als ob sie sich auf den Sprung freuten, der sie in Milliarden feiner Fäden zerstäubt. Die Sonne streute wundervolle Farben über das gewaltige Gemälde der amerikanischen Fälle, die von der ungeheuren Macht des Wassers Zeugnis ablegen. Dazu die golden glühende Blätterpracht des Parkes, der im Herbst-

scheiden noch einmal all' seine Schönheit entfaltete und uns in eine Märchenwelt versetzte, deren Zauber uns unvergeßlich bleiben wird. Junge Buchen, weißschimmernde Birken und rote Berberitzen, im Hintergrund die grünen Wellen des zum Todessturz bereiten Niagarafluſſes, darüber ein warmsonniger, tiefblauer Himmel — ob wir das Bild je vergessen werden?

Eine Brücke führt hinüber nach der Ziegeninsel, einem Park von unvergleichlicher Schönheit. Die Vormittagsbeleuchtung der Wasserfälle ist hier besonders charakteristisch.

Eine hunderte von Stufen zählende Treppe (für bequeme Leute aber auch ein Aufzug) führt zum Flußbett unterhalb der Fälle. Hier pflegt die „Maid of the Mist" (Nebelmädchen), ein kleiner Dampfer, die Passagiere aufzunehmen, welche an die Wasserfälle heranfahren wollen, um ihre gewaltige Höhe besser auf sich wirken zu lassen. Die Passagiere erhalten dichte Wachsmäntel mit Kapuzen, welche den feinen Staubregen abhalten sollen.

Wir besuchten darauf noch die drei kleinen, kaum aus dem Wasser sich erhebenden „Three-Sister-Islands" (Drei-Schwestern-Inseln), die durch hübsch der felsigen Landschaft angepaßte, kleine Brücken miteinander verbunden sind, so, als ob sie sich gegenseitig festhalten wollten zum Schutz des sie bedrohenden Stromes.

Da es unterdessen Mittag geworden war, beschlossen wir, unser Essen in dem schönen, weißen Hotel den Fällen gegenüber in Canada einzunehmen, wobei wir mit dem Auto über die, in einem kühnen Bogen über den Niagara-Fluß gebaute, eiserne Brücke fahren und als einzige Grenzformalität einen kleinen Brückenzoll entrichten mußten.

Zum Essen sicherten wir uns einen Platz in der großen Halle des Hotels und konnten dabei das ständig wechselnde Farbenspiel der Sonne mit den aufstäubenden Wassern beobachten, welche einen Regenbogen nach dem andern baute, änderte, verschwinden und gleich daneben wieder neu erstehen ließ.

Der an das Hotel angrenzende „Königin-Viktoria-Park" erinnert daran, daß wir in einem Untertanen-Land Englands sind und nicht mehr im demokratischen Amerika. Der Park ist durch die ganze Breite des Flusses von den Fällen getrennt. Trotzdem war es uns unmöglich, in die Nähe der Fälle zu fahren, wenn wir nicht von den zurückstäubenden Wassern ganz durchnäßt werden wollten! Doch ist der Anblick der Fälle vom kanadischen Ufer aus sicher am schönsten.

Wir hatten noch den ganzen Nachmittag Zeit, und so schlug Frau Ricklin vor, mit uns zum Fort Niagara zu fahren, das am Ausfluß des Stromes in den Ontario-See gelegen ist und das in den amerikanischen Befreiungskriegen eine Rolle gespielt hat.

Auf dem Wege dorthin machten wir dem in einem prächtigen Park liegenden Knaben-Institut einen Besuch, in dem der Junge von Frau Ricklin zur Schule geht. Als wir den Knaben fragten, ob er mit uns fahren wolle, verneinte er etwas verlegen und erzählte uns, es finde eben heute nachmittag ein großer Fußball-Match statt, bei dem er nicht gut fehlen könne. Einem Amerikaner geht eben nichts über den Sport!

Eine lange Strecke führt die Landstraße, ständig etwas steigend, dem tief unten rauschenden Fluß entlang, bis dort, wo er durch eine scharfe, rechtwinklige Bie-

gung ein großes Becken ausgehöhlt hat, bevor er den Ausweg durch eine enge Oeffnung der hier hoch und kahl aufstrebenden Felsen findet. Tiefgrün rauscht und brodelt der Fluß durch die Enge, als ob er aufbegehren wollte über die Zumutung, eine solche Wassermasse durch diesen Engpaß hindurchzwängen zu müssen!

Schräg über das Becken, in dem die Wasser durch das Anprallen an die Felswände zurückgeschlagen werden und große Wirbel bilden, haben die Kanadier eine Schwebebahn gebaut für extravagante Gelüste der Besucher. Tief unten, hart am Flußufer entlang, fährt eine elektrische Bahn zur Besichtigung der Stromschnellen und Wirbel. So ist für jeden Geschmack gesorgt!

Die Gegend muß, bevor sie von den „Bleichgesichtern" zivilisiert worden ist, wunderbar wildromantisch gewesen sein! Unwillkürlich denkt man an Indianerkriege und Büffelherden.

Nach einer Stunde Fahrt war das Fort Niagara am Ontariosee erreicht. Militärisch hat es natürlich keine Bedeutung mehr, doch soll es im Kriege zwischen Amerika und England für die Abwehr des Feindes vom See her wichtig und daher sehr umstritten gewesen sein. Jetzt stehen noch einige Gebäude mit dicken Mauern, einige Schießscharten und ringsherum die Wälle, alles nicht mehr benutzbar. Ueber dem ganzen liegt eine verträumte Ruhe, die wir kaum mit lautem Sprechen zu stören wagten. Kein fremder Mensch war auf dem weiten Hofe zu sehen: ein Stück Vergangenheit."

Wir haben unser Auto gewendet und sind in rascher Fahrt an den Pfirsichplantagen vorüber nach Tonawanda zurückgefahren, von wo wir in Begleitung

von Herrn Ricklin gleich den Weg nach Buffalo nahmen. Wir waren dort alle bei Herrn Dr. Kuoch zum Nachtessen eingeladen und wollten um 10 Uhr den Nachtzug nach Newyork zurück benutzen. Nicht zum mindesten dank den ausgezeichneten Leckerbissen der holländischen Köchin verlief das Mahl sehr fröhlich und nach einer Rundfahrt durch das beleuchtete Buffalo verabschiedeten wir uns mit herzlichem Danke von unseren neuen Freunden und begaben uns im Pullman gleich zur Ruhe, um am andern Morgen wohlbehalten in Newyork wieder anzulangen.

Newyork, den 27. Oktober 1919.

Durch den Generalsekretär der Taylor-Society, Mr. Person, wurden wir nach Rochester geschickt zu der „Art in Button Co." (Kunst in Knöpfen), die ihren früheren Namen „German and American Button Co. so umändern mußte, als der Krieg ausbrach. Diese Knopffabrik sollte ein typisches Beispiel sein für die Anwendung des Taylor-Systems.

Die Firma empfing uns außerordentlich freundlich. Der Direktor, Mr. Henry T. Noyes, erklärte uns in erster Linie die Angestellten- und Arbeiter-Verhältnisse, wie sie sich bei dieser Firma seit zirka 20 Jahren eingebürgert haben. Es scheint nicht so sehr ein Betrieb nach den Taylorgrundsätzen nach alter Anschauung zu sein, als vielmehr eine moderne, industrielle Demokratie, die ihr Hauptmerk auf menschliche Behandlung der Angestellten legt. Als oberste Grundsätze sind Gerechtigkeit und Möglichkeit (opportunity) bestimmend. Es gibt keine persönlichen Ausnahmen. Bureaupersonal und Arbeiter arbeiten die gleiche Anzahl Stunden. Die ersteren genießen keine Vorzugsrechte. Man

sucht die Löhne der beiden Abteilungen stets in ein gerechtes Verhältnis zu einander zu bringen, damit nicht die Frechen weiterkommen als die andern.

Als Richtlinien für Rechte und Möglichkeiten der Angestellten gibt Mr. Noyes uns folgende Leitsätze an:

a) Jeder Knopfmacher muß seinen Fähigkeiten entsprechend steigen.
b) Jeder Angestellte hat eine Zeit-Kontrollkarte, auch der Direktor.
c) Mitteilungen an die Arbeiter werden in Versammlungen mit ihnen besprochen. Diese finden während der Arbeitszeit statt und die Zeit wird entschädigt.
d) Der „Progreß-Club" ist dazu da, in freier Diskussion ehrgeizigen Leuten Gelegenheit zu geben, sich bekannt zu machen.
e) Ein Suggestionsbureau (Erfindungsbureau) gibt allen Angestellten Gelegenheit, Erfindungen und Verbesserungen vorzubringen. Diese werden geprüft, beantwortet und brauchbare gut bezahlt. Dadurch hilft der Arbeiter 1. die Kosten zu vermindern, 2. die Qualität zu verbessern und 3. die „Safety" (Sicherheit) zu steigern.

Die Fabrik hat mit ihren Arbeiter-Versammlungen sehr gute Erfahrungen gemacht. 90 Prozent aller vorgeschlagenen Aenderungen waren zugunsten der Fabrik und der Fabrikation. Erst wollten zwar die Leute nicht recht herausrücken, doch half nach und nach das freundliche Zureden des „boß" (Meisters) immer mehr, daß auch die Arbeiter sich äußerten. Es ist klar, daß ein solches Verhältnis Arbeiter und Arbeitgeber zusammenbringt, da jedem die Möglichkeit zu offener Aussprache eines Mißverständnisses gegeben ist.

Als gegenwärtige neutrale Arbeiter-Organisationen im Werk bestehen: 1. der Plant-counsel (Fabrik-Rat) mit 11 Mitgliedern auf 1300 Angestellte, 2. der Department-counsel (Abteilungs-Rat) und 3. der Rat der Drei, der die höchste Macht hat und in Streitigkeiten entscheidet.

Washington, den 29. Oktober 1919.

Nun sind wir schon zum zweitenmale in Washington, der schönen Gartenstadt der Vereinigten Staaten.

Jetzt sind wir im Hotel Powhatan abgestiegen, wo auch noch eine Reihe von Damen logieren, welche dem „Internationalen Kongreß arbeitender Frauen" beiwohnen, zu dem auch wir eingeladen worden sind. Am 29. Oktober begann ebenfalls in Washington die erste Arbeiterschutz-Konferenz, welche als Instrument des Völkerbundes zusammentrat. Leider hat zu dieser Arbeiterschutzkonferenz die Schweiz keine Frau als Delegierte gesandt, während sonst fast alle andern Länder durch Frauen und Männer vertreten sind.

Herr Minister Sulzer hatte dringend gewünscht, der Bundesrat möchte auch eine weibliche Delegierte bestimmen, leider erfolglos. Die nordischen, weiblichen Delegierten haben es sehr bedauert, daß die Schweiz keine Frau zu der Arbeiterschutzkonferenz gesandt hat.

Wir haben durch die Anwesenheit der vielen Teilnehmerinnen der Arbeiterschutz-Konferenz und als Gäste des Frauenkongresses sehr interessante Tage in Washington verlebt. Es fällt den Europäern in erster Linie auf, daß in diesem Lande die arbeitenden Frauen bedeutend mehr gelten, als bei uns. Hier sind alle absolut Damen, kleiden sich wie Damen, pflegen ihren Körper und haben das Auftreten

von Damen und werden auch dementsprechend behandelt. Es ist wohl recht interessant, daß die Frau des Marineministers Daniels eines Tages selber in einer der Versammlungen der arbeitenden Frauen erschien, um sie alle zu einem Tee zu sich einzuladen. Bei dieser Gelegenheit fanden sich elegante Washingtoner Damen zur Begrüßung ein, wie übrigens auch anläßlich des Begrüßungs-Tees im Hotel Berlington, den Mrs. Robins, die Präsidentin des Frauenkongresses, am ersten Tage gegeben hat. Beim Empfang bei Mrs. Daniels war auch Miß Margaret Wilson, die Tochter des Präsidenten, zugegen.

Washington, 4. Nov. 1919.

An einem der letzten Abende sind wir vom weiblichen Stab des Arbeitsministeriums in Washington zu einem Nachtessen eingeladen worden, an dem gegen hundert Damen erschienen. Im Arbeitsministerium der U. S. A. ist die Abteilung für Frauenarbeit einer Dame, Miß Mary Anderson, anvertraut, welche die Einladung zu dem Diner erlassen hatte. Miß Anderson hielt die Begrüßungsrede und erzählte bei dieser Gelegenheit, daß sie erst seit 1918 in dieser Stellung sei, damals, als die Vereinigten Staaten sich bewußt wurden, daß sie ein von der Männerabteilung getrenntes Bureau für die arbeitenden Frauen haben müssen, da durch den Krieg eine große Zahl von Frauen Industriearbeit übernehmen.

Der Raum war wunderschön mit rotem Eichenlaub geschmückt, mit den Farben schwarz-weiß-orange und gelb gerahmt, die Tischdecken aus orange Crèpepapier. Es war St. Andrews Nacht, die Nacht vom 31. Okt. auf den 1. November, in der nach amerikanischer Sage alle Geister

los sind. Alle die arbeitenden Frauen, die eingeladen waren, kamen in hübschen Gesellschaftskleidern, nett frisiert, froh gestimmt. Sie kamen aus dem Alltagsleben und brachten einen Strom von Wirklichkeit mit sich. Beinahe jede dieser Frauen repräsentiert eine große Aufgabe. Neben mir saß Miß Helen Roß, die eine der Beamtinnen der Regierung ist, die für die Arbeiterinnen der Eisenbahnen die Verantwortung trägt. Sie untersucht die Arbeitsverhältnisse und sorgt dafür, daß die Frauen eine ihnen angepaßte Arbeit erhalten.

Jede der Delegierten der verschiedenen Länder hielt eine kleine Ansprache, nachdem Mrs. Robins das Tischpräsidium übernommen hatte. Sie sagte zu Beginn ihres Amtes, daß sie hoffe, daß der Sinn für die Verantwortlichkeit der Frauen neu werde und nicht nur den Körper, sondern auch den Geist umfasse. Wir sollen nicht nur für die körperlichen Verhältnisse des Lebens sorgen, sondern darnach trachten, daß das Geistesleben nicht zu kurz kommt.

Während die Frauen der nordischen Staaten, und so weit wir es beobachten können, auch die Amerikanerinnen, in ihren Worten sehr vernünftig sind, zeigen sich die Slavinnen und Französinnen von der leidenschaftlichen Seite. Besonders tun sich eine Tschecho-Slowakin und eine Französin hervor. Sie können es nicht unterlassen, vom Krieg zu reden und Forderungen zu stellen, die kaum diskutabel sind.

Interessant ist es auch, zu sehen, wie die Versammlungen sowohl in der Frauenkonferenz, als auch bei einer großen Arbeiter-Demonstrationsversammlung, an der wir teilnehmen konnten, in einem patriotischen Sinne gehalten werden. Wir haben anderorts mehr davon erwähnt.

Das Nachtessen des U. S. Departement of Labor bot mir Gelegenheit, eine Reihe von interessanten Persönlichkeiten näher kennen zu lernen, die für die Wohlfahrt der Arbeiterinnen bei den Bahnen und bei der Post angestellt sind. Sie erzählten von den ausgezeichneten Erfahrungen, die man während der Kriegszeit mit der Frauenarbeit im Staate gemacht habe.

Miß Hesselgren, die schwedische Fabrikinspektorin, sprach heute mit mir von einem interessanten Unternehmen für die Arbeitslosen ihres Landes. Ihre Aufgabe ist es, für die weiblichen Arbeitslosen zu sorgen. Das Gesetz schreibt eine Arbeitslosen-Unterstützung vor. Die Arbeiter-Organisationen haben in Verbindung mit dem Fabrik-Inspektorat ausgemacht, daß die Arbeitslosen obligatorische Kurse besuchen müssen. Wenn sie den Besuch verweigern, erhalten sie keine Unterstützung. Die Organisation wurde ausgearbeitet und dann überall Arbeiterunions-Versammlungen, durch Miß Hesselgren arrangiert, abgehalten, in denen sie die Mädchen mit dem Plan der Lehrkurse und mit weiteren Vorhaben bekannt machte.

Es wurde ebenso vereinbart, daß man die arbeitslosen Mädchen für Wald-Anpflanzungen verwenden solle. Man hat ca. 3000 junge Mädchen aufs Land genommen und sie in Feldlager gebracht, je ca. 100 Mädchen zusammen. Die Heime wurden von gebildeten Vorsteherinnen geleitet, eine Köchin wurde angestellt und die übrige Arbeit von den Mädchen selbst besorgt. Alle Mädchen erhielten eine hübsche Tracht, die von einem ersten Modegeschäft in Stockholm entworfen worden ist, Jacke und Hosen. Die Mädchen liebten diese Tracht sehr.

Die Arbeitszeit wurde kurz gehalten. In den ersten paar Tagen hatten die Mädchen nur zu essen und zu schlafen, d. h. sich gründlich zu erholen. Es sollten Ferientage sein. Dann wurde die Arbeit begonnen. Mehr als sechs Stunden täglich wurden nicht auf dem Felde verbracht. In der übrigen Zeit erhielten die Mädchen Unterricht im Kochen, in der Haushaltung, im Nähen und Flicken, kurz, in allen Frauenarbeiten. Sie mußten ihre Kleider selber instand halten, die Zimmer reinigen, das Hauswesen besorgen usw.

Schweden hatte ebenso wie die Schweiz mit großen Nahrungsschwierigkeiten zu kämpfen. Viele der Fabrikmädchen waren daher unterernährt. Sie erholten sich in den Camps zusehends und verzeichneten alle nach acht Wochen eine mehr oder weniger große Gewichtszunahme. Die Teilnahme an den Arbeiten war auf acht Wochen berechnet. 75 Prozent der Mädchen blieben weitere acht Wochen. Ein Mädchen kam die Regierung pro Tag auf sieben Kronen zu stehen, etwas mehr als die staatliche Arbeitslosenunterstützung ausgemacht hätte. Der moralische Gewinn hat aber die Differenz um ein bedeutendes überstiegen. Miß Hesselgren hofft, daß sie später die ganze Arbeit weiterführen, d. h. regelmäßigen Austausch der Fabrikmädchen mit dem Land organisieren könne. Die Tabakfabriken in Schweden, die Staatseigentum sind, haben ein ähnliches Experiment mit ihren Arbeiterinnen gemacht, indem sie Trupps von Mädchen aus der Fabrik für drei Wochen in ihre Tabakpflanzungen versetzten und sie dort arbeiten ließen. Die Wechselwirkung von Land- und Fabrikarbeit war außerordentlich günstig.

Washington, 30. Oktober 1919.

Besuch im U. S. Department of Agriculture.

Frau Minister Sulzer, bei der wir auf Besuch waren, stellte uns Mrs. House vor, der Gattin des „Ministers of Agriculture" (Ackerbauminister). Durch sie erhielten wir eine Empfehlung zum Besuche des Landwirtschaftsdepartements der Vereinigten Staaten und wurden sehr liebenswürdig aufgenommen. Jedenfalls fühlten wir die Empfehlung angenehm heraus, und vielleicht mag das elegante Auto von Herrn Minister Sulzer mit seinem flotten Führer „Franc", einem sehr gescheiten Neger mit glatten Haaren, mit dem wir vorfuhren, im Hause nicht unbekannt gewesen sein.

„Science is nothing, but trained and organised commonsence" (Wissenschaft ist nichts anderes als geübte und organisierte Praxis) stand in der Halle auf einem Karton aufgedruckt. Wir wurden von einem der Herren zum andern geführt, bis wir dort landeten, wo wir das meiste Interesse hatten, zuzuhören.

Mr. Harrison, einer der Sekretäre, erzählte uns in liebenswürdiger Weise von ihrem „Home-demonstration-work" (Hauskurs), wie sie es nennen, und gab uns anhand von Bildern und Statistiken alle gewünschte Auskunft in leicht verständlicher Weise.

Es ist, wie alles in den Vereinigten Staaten, ein in großzügiger Art vom Staate angelegtes Werk zur Verbesserung der Landwirtschaft und der Führung der Haushaltungen. Auf großen Landkarten wird genaue Kontrolle geführt, sodaß das Dept. of Agriculture jederzeit eine genaue Uebersicht der Lage hat. Da das Ganze

staatlich geordnet ist, sind keine Geldschwierigkeiten da, was natürlich für ein Werk eine ungeheure Erleichterung bedeutet!

Der „Extension-director", d. h. der ausführende Direktor leitet das ganze Unternehmen von Washington aus durch Sub-Komitees, die sich in den einzelnen Staaten befinden. Der Staat hat eine große Anzahl von Frauen und Männern ausgebildet, die Frauen für Haushaltungs- und Gartenarbeit, die Männer für die Landwirtschaft. Diese „country-agents" (Land-Agenten), wie sie genannt werden, gehen nun über das ganze Land und besuchen jede einzelne Haushaltung, um sie mit einer richtigen Führung des Haushaltes bekannt zu machen, ihnen neue Methoden zu zeigen, neue Haushaltungs-Maschinen vorzuführen und ihnen jeden Fortschritt in bequemster Weise sofort mitzuteilen, damit sie sich ihn leicht und ohne Mühe aneignen können.

Wo die Familie ein Stück Garten besitzt, wird ihr die richtige Anpflanzung, Pflege und Verwendung des Gartens und seiner Produkte gezeigt. Vor allem sucht man, die Freude am Pflanzen und Pflegen des Gartens zu wecken.

Dann wird hauptsächlich versucht, auf die auf dem Lande wohnende Bevölkerung einzuwirken. Dort fängt man bei den Kindern an, sie für das Pflanzen und Wachsen zu interessieren, und wenn es nur mit einem Eierschalen-Garten ist. Man vereinigt die Kinder zu Clubs und hält regelmäßig Zusammenkünfte, in denen auch theoretischer Unterricht gegeben wird. Nach und nach werden die Kinder gelehrt, ihren Club selber zu führen und zu präsidieren, Neues aufs Programm zu nehmen und Altes zu verbessern. Das Departement arrangiert Wiederholungskurse, zu

denen die Clubs ihre Abgeordneten senden, die mindestens zehn Jahre alt sein müssen. Die Kinder wählen ihre Vertreter selbst, diese machen oft weite Eisenbahnreisen allein und werden am Bestimmungsort von der Kursleiterin oder einer ihr helfenden Dame in Empfang genommen. Die Spesen für diese Kurse werden vom Clubvermögen bezahlt, das man durch Verkauf seiner Produkte erhält.

Durch die Kinder hat man zuerst die Frauen, und durch die Frauen dann auch die Männer gewonnen. Man sucht immer, zuerst durch die Kinder Eingang in die Familien zu gewinnen.

Der Unterricht wird, wenn irgend möglich, in Form von Diskussionen gegeben.

Auf dem Lande, wo die Farmen oft Tagereisen auseinanderliegen, werden die Kurse in der am zentralsten gelegenen Farm abgehalten, zu der dann alle die benachbarten Farmer kommen. Es ist sehr schwierig, die Landbevölkerung für diese Aufklärungen zu gewinnen. Die Agentinnen müssen sehr taktvoll zu Werke gehen, um sich Eingang zu verschaffen. Sie gehen z. B. aufs Mittagessen in eine Farm, essen mit, was bei der amerikanischen Gastfreundschaft leicht ist, und suchen dann ihre Belehrung gesprächsweise einzuflechten. Fällt sie auf günstigen Boden, so schlagen sie vor, die Sache vorzumachen oder, wenn es sich um bessere Produkte oder Maschinen handelt, diese zu einem Versuch kommen zu lassen. (Sie bäckt mit dem neuen Mehl im Hause selbst ein Brot und läßt die Frau zuschauen, oder sie führt ihr einen neuen Sterilisierapparat usw. vor.) Formelle Vorträge werden soviel wie möglich vermieden. Dagegen hat das „Department of Agriculture" eine Menge

Flugblätter über alles Mögliche, die an die Bevölkerung verteilt werden sollen. Wir haben eine ganze Anzahl davon mit herüberbekommen. (Ueber: Einmachen, Nährwerte von Eiern, Zubereitungsarten und Verwendung von Milch, Fleckenreinigung, Sparen usw. usw.)

Die Leute, die so die Bevölkerung besuchen, d. h. die „Country-agents", erhalten natürlich Kurse, in denen sie zu ihrem Werk vorgebildet werden. Sie kommen im Laufe ihrer Arbeit auch unter sich zusammen und besprechen ihre Erfolge und vor allem ihre Mißerfolge, und wie ihnen abzuhelfen sei.

Im Jahr 1918 besuchten diese Agents zirka die Hälfte der Farmer der Vereinigten Staaten und hatten im ganzen zirka 250,000 Versammlungen. Dazu stehen ihnen Hunderte von Ford-Autos zur Verfügung.

Der Unterricht in den Schulen muß parallel gehen mit diesem Werk und vorbereitend wirken. Ebenso müssen die Universitäten mithelfen, daß die Schüler patentiert (graduated) werden können. Eine dieser Schulen besteht z. B. im „Maryland agriculture College" at College-Park, Maryland.

Für die verschiedenen Unterrichtsfächer werden auch verschiedene Clubs gegründet und verschiedene Lehrer genommen. So z. B. gibt es für Buben „Kälberclubs, Schafklubs, Pferdeklubs u. a. m.", in denen sie diese Tiere aufziehen lernen. Für jeden Club ist ein anderer Lehrer. Die Mädchen haben Einmach-, Koch-, Hühner- 2c. Clubs.

Auch die Kurse für die verschiedenen Speisen werden getrennt in Abteilungen für Brotbacken, Milch und Butter, Früchtekultur, Grüne Gemüse 2c. Durchschnitt-

lich einmal monatlich wird Besuch gemacht. In jedem Staat ist ein Stab sog. Supervisors. (Ueberwacher.) Gemeinde, Staat und „Bund" teilen sich in die Unkosten.

Bei den Kindern wird im ersten Jahr nur mit einer Sache angefangen, z. B. Tomaten. Im folgenden Jahr etwas anderes usw., sodaß sie das Gelernte verdauen können. Auch muß für den Anfang etwas Interessantes gefunden werden.

Zum Verkauf der Produkte werden in den Dörfern Läden eingerichtet, die die Kinder selbst leiten dürfen. So lernen sie auch die Führung eines Ladens, Kauf und Verkauf, spielend. Das gewonnene Geld wird für die Clubs und zur Weiterbildung verwendet. Es kam oft vor, daß ganz junge Kinder damit für ihre jüngeren Geschwister sorgen halfen oder zusammensparten, um sich selbst eine bessere Ausbildung zu geben, bis zur Universität, was natürlich einen großen Einfluß auf die ganze Hebung des Volkes hat. Haben die Clubs Geld nötig, so geben sie „Garden-parties" (Gartenfeste), die die Kinder ganz allein arrangieren, und die auch von Erwachsenen sehr zahlreich und gern besucht werden. Mit so gewonnenem Geld schicken sie oft eines oder mehrere ihrer Mitglieder, die sie wählen, auf die Universitäten, welche die Kurse zur Weiterbildung geben, damit die Delegierten dann zurückkommen und sie das Neue auch lehren, das sie gesehen und gehört haben.

Dr. Longworthy, der die Redaktion der Flugblätter besorgt, zeigte uns mit einem Eifer, der der besten Hausfrau Ehre gemacht hätte, wie man Herrenkleider flikken, aus einem alten Teppich einen neuen machen, Flecken aus difficilem Tuch herausbringen kann usw. „Wir unterrichten

die Frauen, aus einem Dollar das meist-mögliche herauszubringen, zu retten, was zu retten ist, und nicht das zu sparen, was sich nicht lohnt!" sagte er uns auf gut deutsch, denn er hatte vier Jahre in Straßburg studiert. Er war es auch, der uns auf das: „International Office of Home Economies in Freiburg im Uechtland (Schweiz)" aufmerksam machen mußte, von dem wir Schweizer noch nichts gewußt hatten.

Wir haben drei lange Stunden im Department of Agriculture zugebracht und uns zuletzt noch die dort eingerichtete Haushaltungsschule angesehen, in der Rezepte erfunden, ausprobiert und nachgeprüft werden. Sie steht, so viel ich erkennen konnte, ungefähr auf gleicher Grundlage wie die unsrigen, nur besitzt sie die praktischen, amerikanischen Einrichtungen. Gelehrt wird jedenfalls ungefähr nach dem gleichen Programm.

Nachdem wir noch in der Küche ein kleines, feines Mittagessen serviert erhalten hatten mit einigen neu ausprobierten Cakes, verabschiedeten wir uns von dem liebenswürdigen Dr. Longworthy, der noch sehr erstaunt war, daß wir für eine Viertelstunde Weges nicht wenigstens einen Taxi bestellten!

Boston, Hotel Lenox,
6. November 1919.

Wir sind im Nachtzuge von Washington direkt nach Boston gefahren. Unsere kleine Reisegesellschaft hat sich um zwei junge Damen vergrößert, Frl. Schindler aus Zürich und Frl. Ziegler aus Winterthur. Von allen Seiten war uns Boston so begeistert geschildert worden, daß wir die Stadt noch besuchen wollten und hier im Hotel Lenox abstiegen.

Das „Lenox" ist an der Exeter- und Boylsterstreet gelegen, ganz in der Nähe des Copley-Square und ist ein hübsches Hotel mit zirka 900 Zimmern. Wir haben gestern von unserem „kleinen" Hotel gesprochen und uns plötzlich lachend gefragt, wie viele unserer Fremdenpaläste in der Schweiz wohl 900 Zimmer aufweisen könnten? So ändern sich die Begriffe mit der Gewohnheit.

Boston selbst ist ganz anders als andere amerikanische Städte, es sieht fast europäisch aus und hat auch, wie Herr Ritter sagt, am meisten Respekt vor geistigem Können und geistigen Berufen — zwar immer noch nicht zu viel! Es ist eine der ältesten amerikanischen Städte und erinnerte mich mit seinen spitzgiebeligen, schmalen Häusern mit den vielen Verzierungen an Nürnberg. Die alteingesessenen Bewohner der Stadt führen ihren Stammbaum teilweise bis auf die Passagiere der „Maiflower" zurück, welche in dem etwas südlich und ganz nahe gelegenen Plymouth von England landeten und den Grund legten zu dem früheren Neu-England, den nordöstlichen Staaten, welche sich im Befreiungskriege von England losmachten. Man zeigt jetzt noch im Innern der Stadt einen rot gefärbten Stein, auf dem der erste Freiheitskämpfer verblutet sei und einen kleinen, rund eingefaßten Platz im Straßenpflaster, wo der erste Schwertstreich dieses Krieges geschlagen worden ist.

In der Nähe des Hotel Lenox steht der gewaltige Tempel der „Christian Science" (Christl. Wissenschaft), die von Mrs. Eddie gegründet wurde und in Amerika sehr viele Anhänger zählt.

Was jedoch der Stadt und ihrem geistigen Leben besondere Richtung gibt, ist die weithin berühmte und wichtigste Uni-

versität der Vereinigten Staaten: Harvard in Cambridge, das auf der andern Seite des Charles-River liegt und durch eine prächtige Brücke mit Boston verbunden ist. Wir werden später noch von unserem Besuch dort erzählen.

Wir sind auch hier wieder von einem lieben Schweizer empfangen worden, Herrn Architekt Ritter, der in der Vorstadt Brookline wohnt. Gleich am ersten Tage stellte er uns all' seine freie Zeit während unseres Hierseins zur Verfügung, um uns Boston zu zeigen.

Gestern besuchten wir die Bostoner Volksbibliothek. Wir waren froh, nicht weit gehen zu müssen, denn zum erstenmal in Amerika herrschte draußen ein richtiges „Hudelwetter". Schnee, Regen und Wind stritten sich um die Herrschaft, und wir, die wir direkt aus dem südlichen, warmen Washington kamen, bangten bei dem Gedanken, draußen herumlaufen zu müssen. Die Bibliothek besitzt ein sehr schönes Treppenhaus mit Wandgemälden. Wir sahen uns auch die Verzeichnisse an, ob wir wohl etwas aus unserer kleinen Schweiz finden würden, und siehe da, plötzlich dreht sich eine meiner Begleiterinnen um und überreicht mir mit einer Verbeugung eine Karte: „Spiller, Else, „Slums" Erlebnisse aus modernen Großstädten" stand da zu lesen! Das hatte ich mir freilich nicht träumen lassen, daß sich meine „Slums" bis in die prächtige Bibliothek von Boston versteigen würden!

Wir besuchten gleichen Tages noch das „Museum of fine Arts" (Museum der feinen Künste), hatten aber leider für dessen Bildergalerie viel zu wenig Zeit. Bemerkenswert ist seine japanische Sammlung, welche die größte der Welt sein soll. Sie ist als besonderes Museum von ja-

panischen Künstlern eingerichtet worden, die man speziell zu diesem Zwecke kommen ließ. Die Sammlung ist denn auch sehr einheitlich, sogar die japanischen Papierfenster sind echt. Wunderbar fein sind die Elfenbein-Schnitzereien, welche die Japaner sehr künstlerisch ausführen können.

Eine recht lustige Geschichte hat uns Herr Ritter erzählt. Von einer der rings um den mittleren Hof laufenden Galerien aus sahen wir am andern Ende, von zwei Säulen sehr hübsch eingerahmt und sich gut gegen die weiße Wand abhebend, eine Bronzestatue, „Bachantin", ein tanzendes Mädchen darstellend, das mit der einen Hand eine Traube hochhält, während ein kleiner Bub, der ihr auf dem andern Arm sitzt, verlangend aber vergebens nach der süßen Frucht langt. Die Statue war von einem Künstler in Boston aufgestellt und vom Publikum dermaßen kritisiert worden, daß man sie in den hintersten Winkel des Museums hinein verbannen mußte. Dort fand sie ein reicher Newyorker, kaufte sie und stellte sie ins Metropolitan Museum in Newyork, wo sie so viel Bewunderung hervorrief, daß die Bostoner neidisch wurden, schleunigst eine Kopie machen ließen und dieser nun den Ehrenplatz in ihrem Museum gegeben haben!

Am Nachmittag haben wir einige Einkäufe besorgt und fuhren mit dem bald als Hochbahn, bald als Tiefbahn gebauten Tram in das Innere der Stadt. Die Untergrund-Station befindet sich im Warenhause selbst.

Man merkte es den ausgestellten Sachen an, daß hier der Winter mit seinen kalten Tagen früher einzog als in Washington, überall waren warme Winterartikel ausgestellt: Pelze, wollene Ueber- und Unterkleider, Schuhe, Pantoffeln usw.

Heute, Donnerstag, sind wir nach Newtonville gefahren, weil Frl. Ziegler ihre beiden Neffen, die Söhne von Herrn Minister Sulzer, besuchen wollte, welche hier in einer Privatschule untergebracht sind. Wir wurden von der Dame des Hauses sehr zuvorkommend empfangen. Sie rief Hans-Ruedi und Georg und diese begrüßten uns wie kleine Grandseigneurs, sich lebhaft bemühend, die „Konversation aufrecht zu erhalten," was sie aber nicht hinderte, für die mitgebrachten Süßigkeiten eine lebhafte Sympathie zu empfinden. Während der zwölfjährige Hansruedi uns sehr selbstsicher über dieses und jenes befragte, begnügte sich der zehnjährige Georg, der auffallend seiner reizenden Mutter gleicht, auf unsere Fragen zu antworten. Wir ließen uns von den Jungens noch das Haus und ihre Zimmerchen zeigen und verabschiedeten uns mit einem: „Auf Wiedersehen in der Schweiz!" Nachher fragten wir uns, wie sich diese beiden, an die Freiheit der amerikanischen Erziehung gewöhnten Kinder wohl wieder in unsere schweizerischen Schulverhältnisse gewöhnen werden?

Zum Mittagessen waren wir wieder in Boston und schauten uns am Nachmittag das „Massachusetts Hospital" an, das größte und älteste der Stadt.

8. November 1919.

Im Zug nach Newyork.

Wir fahren nach Newyork zurück, „heim", wie wir sagten. Es wird unser letzter Aufenthalt in Newyork werden, denn in acht Tagen schwimmen wir schon auf dem Meere. Wie ich mich auf die Meerfahrt wieder freue! Ich fürchte nur, daß wir diesmal stürmisches und kaltes Wetter

haben werden, da es doch stark dem Winter zugeht und wir nordwärts fahren gegen Liverpool.

Wir hatten wenig Zeit für Boston und haben dank der guten Führung von Herrn Ritter doch mehr davon gesehen als von andern Städten, in denen wir einen längeren Aufenthalt hatten.

Da sich das Wetter gestern bedeutend gebessert hatte, bummelten wir noch durch die untere Stadt, zum Fischpier und Fischmarkt, zum Hafen, wo an einem Landungssteg eben eine Ladung noch ganz grüner Bananen gelöscht wurde, und dann durch die älteren Stadtteile, an denen noch geschichtliche Erinnerungen kleben. Weit über die Stadt hin ragt das neue Custom-house (Zollhaus), das höchste Gebäude von Boston. Seit kurzer Zeit haben die Bostoner auch wieder Gelegenheit, die goldene, große Kuppel ihres Stadthauses zu bewundern, die während des Krieges mit einer dunklen Farbe bestrichen war, damit nicht die deutschen Flieger die Kuppel leuchten sehen und ihre Stadt mit Bomben beschießen.

Der heutige Morgen war für die Universität Harvard reserviert, deren wichtigste Gebäulichkeiten wir besichtigten. Sehr interessant waren die ausnehmend schönen indianischen Sammlungen. Die Indianerinnen müssen geschickte Hände gehabt haben, um alle die feinen Gewebe, Strohflechtereien und Glasperlen-Arbeiten so geschickt herstellen zu können!

Eine andere Merkwürdigkeit sahen wir in der botanischen Abteilung der Sammlungen: die berühmten Glasblumen, von denen man uns schon erzählt hatte. Damals haben wir uns zweifelnd gefragt: „Glasblumen? Wie können aus Glas nachgemachte Blumen schön oder interessant sein?“ Als wir sie aber sahen, waren

wir von Staunen ergriffen über diese Feinheit und Kunst. Sie lagen alle in Glaskasten, ein ganzer Saal voll. Wenn man aber seine Augen nicht ganz nahe an das abschließende Glas hielt, konnte man keinen Unterschied sehen zwischen Original und den hier nachgebildeten Exemplaren.

Blätter, Stengel, Blumenblatt, Staubgefäße, Stempel waren mit äußerster Feinheit gebildet und die Farben ganz frappierend ähnlich getroffen. Die Sammlung war sehr wahrscheinlich als Anschauungs-Material gedacht, denn neben jedem voll erblühten Exemplar waren auch Knospe, Frucht und jeder einzelne Teil vergrößert und mit feinster Exaktheit nachgemacht und mit der lateinischen Bezeichnung auf ein Blatt Karton geheftet.

Herr Ritter erzählte uns, daß die beiden Erfinder Deutsche waren, die ihr Geheimnis leider mit ins Grab nahmen. Schon oft und oft habe man versucht, die kunstvolle Arbeit nachzuahmen, leider umsonst.

Auf unserer Rundfahrt durch Cambridge hielten wir bei der historischen Ulme an, die Zeuge von der Kommando-Uebernahme George Washingtons im Befreiungskriege war. Unweit davon steht das Haus von Amerikas berühmtestem Dichter Longfellow, das einfach und sauber im Grünen liegt, mit Aussicht auf den blauen Charles-Fluß. Große Unterkunftshäuser für die Studenten und ein gewaltiger Sportplatz mit Tribünen fesseln unsere Aufmerksamkeit. Cambridge ist eben eine Universitätsstadt und es braucht Akademiker, um alle die interessanten Einrichtungen schildern zu können. — — —

Eine wunderbare Stimmung liegt über der Abendlandschaft, die wir im Parlour-

car unseres Pullman-Zuges durcheilen. Amerika wollte uns noch einmal die ganze Pracht seines Landes, den Zauber, der über der weiten Ebene liegt, zeigen, als Gegenstück zur monumentalen Größe seiner Städte! Langgezogene, weiße Wolken segeln dem Horizont entlang und werfen lange Schatten in die spiegelglatten Buchten. Seit kurzem liegen Providence und Neu-London hinter uns und wir fahren längs des Meeres. Ueberall ist die Küstenlinie durch tiefe Einbuchtungen unterbrochen, in welche da und dort ein Fluß einmündet. Weit draußen sieht man die Landzunge von Long Island im blauen Dunst des Abends fast verschwinden. Langsam rötet sich der Himmel. Vom klaren Horizont heben sich dunkle Bäume. In weichen Schattierungen fließen die Farben zusammen, bis die Nacht mit ihrem Samtmantel die Herrlichkeiten einhüllt.

Lichter flammen auf, lärmiges, brausendes Leben verscheucht die Traumstimmung. Wir sind in der Grand Central Station in Newyork und kurze Zeit darauf wieder gut untergebracht im 19. Stock des Hotel Mc Alpin.

Newyork, 9. Nov. 1919. Sonntag.

Es war ein schöner Tag heute, und er hat seine ganz besondere Bedeutung gehabt. Ich hatte mir vorgenommen, den Tag ein wenig zu feiern, denn mit dem heutigen Datum sind es fünf Jahre seit der Stunde, da ich zaghaft und unsicher zum erstenmal die Treppe im Bundeshaus in Bern hinaufstieg, um für meine Soldatenstuben-Arbeit Hilfe zu suchen. Nun darf ich mein fünfjähriges Arbeitsjubiläum im Dienste meines Vaterlandes hier in der großen Weltstadt des Landes feiern, das schon lange das Ziel meiner Wünsche

war. So rasch und unerwartet ist diese Erfüllung mir geworden, daß ich bis jetzt kaum Zeit hatte, mich so recht darüber zu freuen!

Fräulein Wild und unsere zwei Begleiterinnen, Frl. Ziegler und Frl. Schindler, welche bis zu unserer Abreise mit uns in Newyork bleiben wollen, hatten sich wohl eine von mir gemachte Aeußerung gemerkt. Am Morgen, als ich mich an den Frühstückstisch setzte, lag er voll Blumen, Geschenke und guter Wünsche. Ueber der Stadt strahlte eine ganz frischgeputzte Sonntagssonne vom klarblauen Himmel hernieder. Das war herrlich für unsere geplante Autofahrt in den Bronxpark hinaus! Um 10 Uhr trafen wir uns mit unseren Herren, denen sich heute auch Herr Dr. Escher von der Zentralbibliothek Zürich angeschlossen hat. Wir hatten ein ganz vollgepacktes Auto, eine fröhliche Schweizergesellschaft und freuten uns alle auf frische Luft, viel Grün und auf die Tiere des zoologischen Gartens. Um ihretwillen hatten wir ja eigentlich unsere Fahrt unternommen.

Infolge der ziemlich vorgeschrittenen Jahreszeit waren nicht mehr viele Tiere draußen. Wir sahen einige sehr schöne Exemplare von Wölfen und Füchsen, ein paar Bären und die Vögel, die den Winter über draußen gelassen werden können. Ueberaus reichhaltig ist das Reptilienhaus an Schlangenarten ausgestattet. Ich hasse die Schlangen, sie erwecken in mir jedesmal ein Gefühl des Grausens und Ekels. Und doch m u ß ich sie immer wieder ansehen. Das Prunkstück des Schlangenhauses war wohl die riesenhafte Pyton-Schlange, die ganz allein in ihrem Glaskäfig ruhte.

Im Elephantenhaus kommen hauptsächlich die Kinder auf ihre Rechnung. Die

vier schönen Burschen haben auch uns sehr gefallen, besonders der afrikanische, der seine mächtigen Ohren wie eine kleine Mantille sich über den Rücken legt.

Das schönste in einem zoologischen Garten ist für mich immer das Raubtierhaus. Es waren hier einige prachtvolle Exemplare von afrikanischen und indischen Löwen, Tigern und Leoparden vorhanden. Die Tiere werden offenbar sehr gut gepflegt und haben nicht unter dem Nahrungsmangel eines furchtbaren Krieges zu leiden gehabt!

Ich war mit meiner Begleiterin auf den Nachmittag von einer Dame von West-Hoboken, Mrs. Nußbaumer, zu einer Autofahrt eingeladen worden, an welcher teilzunehmen sich auch Frl. Schindler entschloß. Aus diesem Grunde mußten wir auf Mittag im Hotel zurück sein und ich verließ meine majestätischen Lieblinge, denen ich stundenlang meine Zeit opfern könnte.

Ich habe Mrs. Nußbaumer anläßlich meines Vortrages vor den „Vereinigten Schweizervereinen von Hudson County" in West-Hoboken vor 14 Tagen kennen gelernt, wo sie mich als Präsidentin des „Schweizerischen Frauenbundes" willkommen hieß. Pünktlich um 1 Uhr hielt das Auto vor dem Hotel. Mrs. Nußbaumer hatte noch einige andere Schweizerfrauen eingeladen und ließ den Wagen auch von einem jungen Schweizer führen, der unsere Heimatsprache sehr gut spricht, obschon er sein Vaterland nie gesehen hat.

Es war eine wunderschöne Fahrt westlich in die hügelige Landschaft des Staates New-Yersey hinein, durch die prachtvoll gefärbten herbstlichen Wälder, deren gelbe Blätter die Sonne in leuchtendem Golde aufleben ließ! Die Gegend erinnert sehr

an das wellige Gelände unseres Juragebietes.

Als es kühler zu werden begann, wendeten wir. Ein kleiner Zwischenfall mit dem vergessenen Lichtschlüssel machte die Laune nur fröhlicher. In einer am Wege liegenden Werkstätte für Motorwagen-Reparaturen konnten wir die Lichter am Wagen anzünden lassen und nachher ohne Polizeifurcht den Heimweg weiter verfolgen. Es war inzwischen dunkel geworden. Wir waren so in unsere Gespräche über schweizerische und amerikanische Verhältnisse vertieft, daß wir gar nicht auf den Weg geachtet hatten. Als nun das Auto plötzlich hielt und es hieß: „Aussteigen!" fragten wir sehr erstaunt, wo wir denn eigentlich seien? und waren im Grunde unserer Herzen enttäuscht, daß man uns anscheinend nicht bis ins Hotel zurückbringen wollte.

Mrs. Nußbaumer erklärte uns dann mit einem heimlichen Lächeln, wir sollten nur zu einer kleinen Tasse Tee ins Hotel „Grütli" eintreten (in dem ich meinen Vortrag gehalten habe), sie habe auch einige Frauen ihres Vereins hergebeten, die mich gerne kennen lernen wollten.

Frl. Schindler, welche eine Verabredung hatte, zog es vor, sogleich nach Hause zu fahren. Als wir zwei in den Saal traten, fanden wir darin zwei lange Tische über und über mit Blumen bedeckt und offenbar für ein festliches Nachtessen hergerichtet. Oben war deutlich der Ehrenplatz zu erkennen und die vielen Kuchen, Torten und Süßigkeiten gehören gewiß auch nicht zum gewöhnlichen Abendessen eines Amerikaners. Entschuldigend wandten wir uns um, das sei wohl nicht der rechte Raum, hier scheine ein Fest erwartet zu werden.

Da guckt uns Frau Nußbaumer lachend an und erwidert: „Doch, am rechten Ort sind wir schon, und daß hier ein Fest gefeiert werden soll, stimmt auch. Nämlich wir, die Frauen des Schweizerischen Frauenbundes von West-Hoboken wollen heute die Ehre feiern, Sie, Fräulein Spiller, und Ihre Begleiterin in unserer Mitte zu haben. Das Fest gilt Ihnen als der Vertreterin der Schweiz und als der Frau, die während den fünf schweren Kriegsjahren so viel und so Großes für unsere unvergeßliche, alte Heimat getan hat. Wir wollen Ihnen heute abend einen kleinen Teil unseres Dankes abstatten, da wir für unser Vaterland ja sonst nichts tun können, und zu diesem Zwecke habe ich meine Frauen zu einer „Surprise-party" auf den heutigen Abend eingeladen. Eine jede ist gern gekommen und eine jede hat durch eine von diesen selbstgebackenen Sachen ihr Teil beitragen wollen zum heutigen Fest." Mit diesen Worten führte sie uns ganz überrascht Dastehende in den Saal. An uns war ihr die „Surprise-party" (Ueberraschungs-Fest) auf jeden Fall gelungen.

Aber es ist noch nicht alles gewesen. Vor mir auf dem Schreibtisch steht der prachtvolle Strauß weißer und roter Nelken (unsere Landesfarben), der vor meinen Platz gestellt worden ist, und — als wir uns alle gesetzt hatten, stand Mrs. Nußbaumer auf und überreichte mir in bewegten Worten den Dank, den die Frauen Amerikas den Frauen der Schweiz zollen für ihre aufopfernde Arbeit während des Krieges. Dann ergriff sie ein Kästchen und übergab es mir mit den Worten: „Ich bin überzeugt, daß Sie in der Schweiz schon viele Dankbriefe erhalten haben, daß Ihr Werk Geldgeschenke und warme Anerkennung erhielt. Wir Frauen von Westhoboken

aber wünschen, daß auch Sie persönlich einmal ein Andenken erhalten, das Sie an den Dank Ihrer Mitmenschen erinnert."

Ich öffnete das Kästchen und fand darin — einen prachtvollen Rubinring in amerikanischer Fassung, in dem die Worte eingraviert sind: „Der Schweizerische Frauenbund von Hudson County to Miß E. Spiller." Mir haben wirklich in diesem Moment die Worte gefehlt, auszudrücken, was ich empfand an Dankbarkeit, Freude, Ueberraschung! Wie eine so warmherzig dargebrachte Anerkennung einem Mut und Arbeitsfreude geben kann! Mir scheint heute, daß ich an diesem Abend wieder für Jahre neuen Arbeitsgeist empfangen habe. Den Frauen von Hudson County sei mein Dank!

Der ganze Verlauf des Festes war ein so gemütlicher, herzlicher, daß ich den Abend nie vergessen werde. Wir haben uns königlich an all' den selbstgebackenen — versteht sich, nach Schweizerart gebackenen — guten Dingen erlabt. Zuletzt ist noch der Klavierdeckel geöffnet worden und die Frauen von Hudson County haben mit ihren schweizerischen Gästen nicht nur Heimatlieder gesungen, sondern sogar Heimattänze geübt, um auch diese nicht ganz zu vergessen.

„Wir haben nicht immer alles den Männern überlassen wollen, und Sie sehen, daß wir Frauen auch ohne sie Feste feiern und unsere Gäste ehren können!" hatte unsere liebe Wirtin beim Abschied zu uns gesagt. Ja, das haben wir gesehen, das haben sie an diesem Abend sicher gekonnt.

So reich und schön hatte ich mir die Feier des 9. November in meinen Träumen nicht vorgestellt, und dabei haben die Frauen von West-Hoboken keine Ahnung

von der Bedeutung des Tages für mich gehabt, bis ich es ihnen erzählte.

Newyork, 14. Nov. 1919.

Camp Merritt.

Zirka zwei Stunden außerhalb Newyork (per Auto) befindet sich das Camp Merritt, das die Amerikaner für ihre Soldaten erbaut haben. Wir wurden von einer Schweizerdame, Mrs. Rüegg, mit ihrem Motorwagen dorthin geführt. Das Camp ist im Staate New Jersey gelegen und von West-Hoboken am besten per Auto zu erreichen. Die ausgezeichnete Straße führt durch die wunderschönen Parks von West-Hoboken, durch den herbstlich gefärbten Wald von Englewood und streift einige Vororte, u. a. Hackensack, das beinahe ausschließlich von Deutschen und Schweizern bewohnt ist. Wir haben auch hier wieder Gelegenheit, die prächtig asphaltierte Straße zu bewundern. Wie uns Mrs. Rüegg mitteilte, geht eine dieser Straßen von Newyork bis Kalifornien (San Franzisko), speziell für den Motorwagenverkehr.

Am Eingang des Camp Merritt befindet sich ein großes Gebäude, das „Hostess-House" (Gästehaus), von der YWCA eingerichtet, das dazu dient, die Besucherinnen der Soldaten, Frauen, Bräute, Freundinnen, Mütter, Kinder usw. aufzunehmen. Im Erdgeschoß befindet sich ein großer Eßraum und eine ebenso große Cafeteria. Es ist interessant, wie die Amerikaner diese beiden Räume meistens trennen. Während man im einen Raum die größeren Mahlzeiten einnimmt, ist die Cafeteria nur für Kaffee und Gebäck. Ein kleinerer Raum in dem Gebäude wird als Ruheraum für die Frauen benutzt und ist mit bequemen Stühlen und Chaiselongues ausstaffiert.

Daneben ist ein kleines Kinderzimmer mit Kinderbettchen. Man sieht daran, wie die Amerikaner an alles denken und es dem einzelnen Menschen so bequem als möglich machen wollen.

Der Wachtposten weist uns zum Lagerkommandanten, der in einer kleinen Baracke inmitten des Lagers sein Bureau hat. Wir wenden uns in erster Linie dorthin, wo eine Ordonnanz unsere Wünsche in Empfang nimmt und weiterleitet. Schon nach einigen Minuten kommt die Ordonnanz zurück und bittet uns zum Kommandanten. Die Nichte von Mrs. Rüegg, die während dem Kriege für das Militär gearbeitet hatte, begleitete mich. Ich hatte dem Offizier meinen Empfehlungsbrief von Minister Sulzer und meine Karte gesandt. Wir hatten einige Bureaus zu passieren und fanden uns in einem einfach ausgestatteten, kleinen Raum einem älteren Offizier gegenüber, der mich mit lebhaftem Händeschütteln und dem freundlichsten Gesicht der Welt willkommen hieß. Er tat, als ob wir uns mindestens zehn Jahre kennen würden und wir gute Freunde wären.

Aus seinen Ausführungen konnte ich entnehmen, daß in diesem Camp 40,000 Soldaten untergebracht waren. Von hieraus wurden sie nach Europa verschifft und wenn sie zurückkamen, war Camp Merritt ihr erstes Kantonnement.

Der Boden, auf dem das ganze Camp gebaut ist, gehört einer reichen Amerikanerin, Mrs. Merritt, die das Land dem Staate zur Verfügung gestellt hat. Innert drei Monaten war die ganze Stadt hier aufgebaut mit Kanalisation, prachtvollen Anfahrtstraßen, Spielplätzen, Baracken usw. Die Amerikaner sagten scherzweise, man hätte zuerst die Kanalisation und die Bäder gebaut, bevor ein Kantonnement er-

stellt wurde. Bei der in Amerika herrschenden Körperkultur ist das ja nicht verwunderlich.

Der General erzählte mir, daß sie sehr viel für die Unterhaltung der Soldaten tun müssen und erkundigte sich angelegentlich, ob unsere Soldaten auch gerne tanzen. Als ich ihm lachend erklärte, das sei bei uns nicht von den Behörden aus organisiert, meinte er bedauernd, das sei aber sehr schade, denn man müsse dafür sorgen, daß die Soldaten zufrieden seien. Er erzählte mir dann auch von einem Ball, der am Waffenstillstandstag in einem der Versammlungshäuser abgehalten werde. Die Mädchen kommen aus den benachbarten Orten oder von Newyork unter der Obhut von älteren Damen. Ausdrücklich wurde mir von verschiedenen Seiten gesagt, daß nur ganz anständige Mädchen zu diesen Bällen zugelassen werden.

Als ich den Offizier fragte, welchen Rang er bekleide, weil ich die Abzeichen der amerikanischen Armee nicht kenne, sagte er sehr lustig, er sei ein Oberst. Nachher erfuhr ich, daß er während seiner Dienstzeit in Frankreich General gewesen sei. Viele der Herren wurden nach Beendigung des Feldzuges einfach in ihre frühere Rangstellung zurückversetzt. (Das sollte man einmal bei uns probieren!)

Der Ex-General beorderte eine Dame, welche alle Wohlfahrtsangelegenheiten in ihren Händen hat, Mrs. Flora Smith, die denn auch bald darauf erschien und von dem Offizier in der gleichen, herzlichen Weise begrüßt wurde. Er erklärte ihr den Grund meiner Anwesenheit und ersuchte sie, mir alles zu zeigen, was ich nur wünsche. Die Dame, welche vom Gouvernement angestellt ist und Kapitänsrang hat, war in eine sehr kleidsame Uniform gehüllt

und sah außerordentlich distinguiert aus. Sie hatte die Arbeit für die YWCA früher freiwillig geleistet, war dann heimgekehrt und von der Regierung zurückberufen worden. Sie erhält Kapitänssold und hat nun alle Wohlfahrtseinrichtungen der verschiedenen Organisationen in ihren Händen seit dem 1. November 1919.

Sie zeigte uns zuerst das wunderhübsche Offizierskasino mit dem reizenden Speisesaal, wo die Offiziere an kleinen Tischen ihre Mahlzeiten einnehmen. Eine mächtige Küche sorgt für das Essen. Daneben ist ein hübscher Aufenthaltsraum, eine Bücherei, eine nette Terrasse und alles sehr nett und behaglich eingerichtet mit bequemen Lederfauteuils, Pflanzen usw. Die YMCA hat eine große Cafeteria dort und gleich gegenüber die „Knights ob Columbus" (eine katholische Organisation) ein großes Versammlungslokal, wo die katholischen Soldaten regelmäßig ihre religiösen Pflichten erfüllen können. Nicht allzuweit davon besitzen auch die Juden ein hübsches, kleines Haus mit einer ganz reizend eingerichteten Bibliothek mit Musikraum. Ueberall in diesen Gebäuden sind offene Kamine eingebaut mit davor gruppierten, bequemen Sitzgelegenheiten. — Nicht weit von hier befand sich auch ein mächtiges Gebäude: der Kino, wo zu ganz billigem Preis täglich Vorstellungen stattfinden.

Ein besonderer Teil ist für die kranken Soldaten reserviert. Alle Baracken sind untereinander mit einem gedeckten Gang verbunden, so daß man durch den ganzen Komplex geschützt gehen konnte. In diesem Areal hat das Rote Kreuz eine wunderschöne Bibliothek mit Leseraum gebaut, wo junge Mädchen für die Soldaten sorgen. Eine große Baracke war als Heim für die Krankenschwestern gebaut und so

allen Anforderungen genügt worden. Man hat wirklich das Gefühl, wenn man durch Camp Merritt fährt, daß die Amerikaner für ihre Boys alles getan haben, was mit Geld und Liebe getan werden konnte. Nichts war gut genug. Nur das beste und schönste gab man den Soldaten. Die Amerikaner gaben das Geld haufenweise. Die drei großen Organisationen, welche für die Soldaten gearbeitet haben, eingeschlossen die Heilsarmee, hatten ja in wenigen Wochen einen Fonds von 100 Millionen Dollars eingenommen! Das Rote Kreuz machte während unserer Anwesenheit eine achttätige „drive" (Sammlung), die auf allen Straßen, in allen Hotels, Läden usw. geführt wurde. Für einen Dollar konnte man Mitglied des amerikanischen Roten Kreuzes werden und erhielt eine Mitgliedskarte und ein Abzeichen, das man offen zur Schau trug. Das Rote Kreuz hat zahlreiche Kantinen eingerichtet, besonders auch für die französischen Soldaten. Es scheint überhaupt in seiner Hilfe außerordentlich international zu sein, denn das amerikanische Rote Kreuz hat auch für Wien, Polen und Serbien Geld gesammelt und Lebensmittel geschickt. Der Amerikaner gibt sehr leicht Geld, weil er natürlich auch viel verdient. Alle die freiwilligen Organisationen wurden von der Armee sehr unterstützt, alle freiwilligen Helferinnen erhielten das Recht, Uniformen mit Abzeichen U. S. zu tragen, und zwar das Rote Kreuz dunkelgrau, Heilsarmee und YMCA, YWCA und Knights of Columbus Khaki. Offenbar will die Regierung diese Wohlfahrtseinrichtungen für die Soldaten auch für die Friedenszeit beibehalten. Die Alkoholfrage war in der Armee gleich von Anfang an strikte gelöst worden. Jeder Alkoholgenuß war verboten. Als die Soldaten dann reklamierten, daß

sie keinen Alkohol bekommen, dagegen die Zivilisten ihn in Menge genössen, hat die Regierung kurzen Prozeß gemacht und für das ganze Land den Alkoholgenuß verboten.

Jetzt ist Camp Merritt ziemlich verödet. Eine Reihe der hübschen, grün bemalten Baracken, die Blumenschmuck tragen, sind geschlossen, die mächtigen Armeemagazine, die mit einer eigenen Zufuhr-Bahnlinie versehen wurden, werden langsam entleert. Das Camp wird wahrscheinlich noch im kleinen weiterbestehen, so lange die Okkupationsarmee am Rhein steht. Im übrigen sind die Amerikaner stark am Demobilisieren.

Ich habe in Washington Gelegenheit gehabt, einen Offizier zu sprechen, der erzählte, daß sie ein besonderes Departement haben, das sich mit Erziehungsfragen beschäftigt. Dieses Departement hat auch die Aufgabe, herauszufinden, was für eine Beschäftigung für den einzelnen Soldaten am besten paßt, wie wir es in den Fabriken beim Anpassen des Berufes an die Fähigkeiten des Arbeiters gesehen haben.

Auf der Heimreise.

On Steamer „Baltic",
17. Nov. 1919.

Seit zwei Tagen schwimmen wir auf hoher See. Wir haben Amerika nach zehn Wochen Aufenthalt verlassen nach einer Zeit reicher Eindrücke. Es ist ja klar, daß man in so kurzer Zeit keine durchgreifenden Studien eines so großen und interessanten Landes machen kann, aber wir haben doch wohl mehr gesehen

als mancher in viel längerer Zeit. Die ersten sieben Wochen waren ausgefüllt von Fabrikbesuchen, Konferenzen usw. Wir waren von all den Eindrücken oft todmüde und es war gut, daß wir die letzten drei Wochen etwas gemächlicher zubringen und zugleich unsere Erlebnisse noch vertiefen lassen konnten. Wir konnten uns durch Besprechungen mit Schweizern, die seit mehr als 20 bis 30 Jahren in diesem Lande ansässig sind, überzeugen, daß wir recht geschaut haben und unsere Eindrücke den Verhältnissen entsprechen. Es ist ja klar, daß man ein Land mit freundlichen Blicken ansieht, das einem so viel Schönes bietet und in dem man mit genügenden Mitteln reist, anders, als wenn man sich um eine Existenz umsehen müßte. Dennoch glauben wir darin recht geschaut zu haben, daß Amerika wirklich das Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist, das jedem eine Existenz bietet, der darnach ringt.

Amerika leidet heute in gewissem Sinne ebenfalls unter dem Revolutionsgeist der jetzigen Zeit, aber wer die Verhältnisse genauer betrachtet und mit eingeweihten Personen spricht, der kann erkennen, daß es meistens die landesfremden Elemente sind, welche die Unruhen stiften, Streike hervorrufen usw. Es sind jene Einwanderer, welche der englischen Sprache nicht mächtig und darum fremden Einflüssen am ehesten zugänglich sind. Ihnen steckt das Elend ihrer Heimatländer noch im Blut. Sie sind aus der Armut ausgewandert, haben seit Generationen nur Unterdrückung erfahren und benutzen jetzt die Gelegenheit des freien Landes, um Aufruhr zu stiften.

Die Stahlarbeiter und besonders die Minenarbeiter kommen aus den untersten Schichten der Bevölkerung. Sie haben hohe

Löhne, was sie aber wollen, ist Luxus und Nichtstun.

Die Arbeiterbewegung Amerikas äußert sich ganz anders als die europäische. Wir haben eine große Demonstrationsversammlung von Gompers in Washington mitgemacht. Alle Arbeiter trugen die amerikanische Flagge. Die Versammlung wurde mit amerikanischen Liedern begonnen und geschlossen, und Gompers rief aus: „A good unionist must be at first a good American! (Ein guter Unionist muß in erster Linie ein guter Amerikaner sein.)" Welch ein Gegensatz zu unserer Arbeiterbewegung.

Amerika gibt sich außerordentlich Mühe, seine Einwohner zu amerikanisieren. Jede Fabrik, jede Schule, jede Gemeinde hat das in ihrem Programm. Es bestehen große Gesellschaften, die die nötige Literatur ausgeben, um die Eingewanderten mit den Gesetzen des Landes bekannt zu machen. In Tausenden von Abendschulen werden Kinder und Erwachsene in Bürgerkunde und in der englischen Sprache unterrichtet, ja, es soll sogar ein Gesetz in Vorbereitung sein, das die Eingewanderten zwingt, das Bürgerrecht nach einer bestimmten Frist von Jahren zu erwerben. Man erhält die ersten Papiere nach zwei Jahren und die richtigen Bürgerpapiere nach fünf Jahren, muß sich aber über gründliche Kenntnisse der englischen Sprache ausweisen. Wer sich nicht einbürgern will, soll ausgewiesen werden. Ob das Gesetz in Kraft kommt, ist natürlich fraglich. Es zeigt aber die Stimmung des Landes, daß man davon überhaupt spricht.

Während die erste Generation der Immigranten oft weit unter dem Durchschnitt des bürgerlichen Niveaus steht, zeigt die zweite Generation schon mehr den ame-

rikanischen Charakter. Die jungen Leute in den Schulen werden nicht nur auf äußere Bildung hin erzogen, die amerikanische Schule gibt auch sehr viel auf innere Bildung, auf einen gewissen Schliff. So wird den amerikanischen Schulkindern, besonders den Knaben, der Respekt vor der Frau energisch beigebracht.

Der Amerikaner ist auf sein Land außerordentlich stolz. Er zeigt das durch seine Flaggenkultur und seine patriotischen Lieder. Die amerikanische Flagge ist überall zu sehen, an allen möglichen und unmöglichen Orten. Im Fabrikraum wie in der Kirche, in der Schule wie im Restaurant. Sie muß in den Schaufenstern paradieren und muß das Wohnzimmer der Familie schmücken. Ueberall und jederzeit muß eine amerikanische Flagge dabei sein.

Das außergewöhnlich starke Nationalbewußtsein des Amerikaners mag viel dazu beitragen, daß auch die äußere Erscheinung der Leute einen so sympathischen Eindruck macht. In den Straßenbahnen, Eisenbahnen und unterwegs auf Straßen sieht man eigentlich nur gutgekleidete Leute. Wenn man nach Geschäftsschluß die Untergrundbahnen benutzt, wo Angestellte und Arbeiter zu Tausenden heimfahren, dann fällt es uns geradezu auf, wie der Durchschnitt der Passanten sauber und mit einer gewissen Eleganz angezogen ist. Man spürt es aus vielen äußeren Merkmalen, daß die allgemeinen Lebensverhältnisse in Amerika bedeutend höher als in Europa sind. Die ganze Erziehung des Amerikaners, die Lebensgewohnheiten auch der einfachen Leute, die ihr eigenes Badezimmer haben wollen und sehr viel auf ihre äußere Erscheinung geben, geht dahin, die Volksgewohnheiten und die Lebensauffassung auf einen höheren als den europäischen Durch-

schnitt zu heben. Die Gefahr liegt nahe und ist auch tatsächlich in die Erscheinung getreten, daß die höchste Intelligenz weniger gezüchtet wird, um eben den guten Durchschnitt zu haben. Dabei ist immerhin zu bemerken, daß es dem Einzelnen in diesem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten immer wieder leicht sein wird, seine Fähigkeiten an der rechten Stelle auszunutzen, wenn auch rein wissenschaftliche Bildung und Tätigkeit in dem überwiegend praktischen Land weniger hoch eingeschätzt wird, als bei uns, wo man dem Doktorhut übertriebene Reverenz erweist.

Es ist mir nicht ganz klar geworden und bedarf auch eines durchgehenden Studiums, zu ergründen, ob die amerikanische Schulbildung ebenso gründlich und tief ist, wie die schweizerische. Das eine aber ist sicher, daß die amerikanische Schule der Körperkultur und der Gesundheit viel mehr Bedeutung zumißt, als die unsrige. Nur so ist zu verstehen, daß z. B. die Havard-Universität in Cambridge von jedem Studenten die Ausübung eines Sportes obligatorisch verlangt. Ohne Sport kein Studium, so könnte man es beinahe sagen.

Die besten Sportsleute werden zu „teams" zusammengeschlossen und müssen in den großen Wettspielen der verschiedenen Universitäten auftreten. An den Baseball- und Fußballspielen nimmt denn auch die ganze Nation regen Anteil. Im übrigen gilt aber in diesem Lande die Kraft entschieden mehr als die Bildung. Nur so ist es zu verstehen, daß die Handarbeiter weit höheren Lohn erhalten, als die meisten Arbeiter, die auf geistigem Gebiete etwas leisten. Die Fabrikarbeiter haben oft ein höheres Einkommen als die Universitätsprofessoren und ein Ingenieur kann unter

Umständen mehr verdienen, wenn er als Dockarbeiter geht, als wenn er als Ingenieur seine geistigen Fähigkeiten ausnützt.

Da wir in Europa ähnliche Erscheinungen haben, so mag dies nur als Uebergangszeit gelten. Es hat immer Zeiten gegeben, wo man die Bildung zu hoch oder zu niedrig eingeschätzt hat.

In Verbindung mit diesen Bildungsfragen mag ein Wort über zwei andere Kultur-Erscheinungen Amerikas am Platze sein.

Wer amerikanische Theater oder Varietes besucht, der wird frappiert sein von der Armut des Dargebotenen. Die blödesten Tänzer, die Kraftmenschen, ernten stürmischen Beifall, während künstlerische Darbietungen kaum beachtet werden. Wir würden Sänger und Sängerinnen, wie sie da auftreten, wohl mit faulen Eiern bewerfen. Auf der andern Seite genießen einige Künstler und Künstlerinnen von Weltruf, wie Kreisler, Caruso, Schumann-Heink, Frieda Hempel, die Liebe des ganzen Volkes und ernten fürstliche Honorare. Frau Schumann erzählte z. B., daß sie pro Liederabend zwischen 1000—5000 Dollars erhält. Die Kinos in Amerika, Movies genannt, sind jeden Abend gesteckt voll, geben aber auch sehr gute, meist lehrreiche Programme.

Es ist etwas Gewaltiges, wie Amerika die Alkoholfrage gelöst hat. Nachdem eine Reihe von Staaten schon längere Zeit trocken waren, hat dann der Krieg die Sache zum Klappen gebracht und ein allgemeines Alkoholverbot im ganzen Lande durchgeführt. Wohl haben die Bierbrauer und Weinhändler, und vor allem die Whisky-Fabrikanten, Zeter und Mordio geschrieen, das Alkoholverbot blieb.

Als kürzlich im Repräsentantenhaus die Frage wieder erörtert wurde und zur Abstimmung kam, haben wieder die „dry-Anhänger" gesiegt. Wenn ich es recht verstanden habe, ist dieser Sieg allerdings mehr einem Zufall zuzuschreiben, denn in jener Sitzung waren alle die Anhänger des Alkohols beim — Frühschoppen (da der Weinverkauf bis zur endgültigen Abstimmung wieder erlaubt war), und so gewannen die „Trockenen!" Ob nun durch ein Referendum die Frage nochmals zur Sprache kommen wird, ist zweifelhaft. Die jetzige Generation jammert darüber. Aber die nächste, die junge, die schon bedeutend nüchterner lebt, wird den Alkohol nicht mehr vermissen, und Amerika wird eine gewaltige Ueberlegenheit über Europa gewinnen. Die Abstinenz und die ausgeprägte Körperkultur lassen ein starkes Geschlecht heranreifen, und tatsächlich sieht man in diesem Lande außerordentlich häufig schön gebaute, kräftige Menschen unter Frauen und Männern. Die entsetzlichen „Saloons", in denen der Whisky in Strömen floß, sind verödet, geschlossen. Die Hotels dürfen unter Androhung schwerer Geldstrafe keinen Alkohol ausschenken. Was noch in den Kellern an Vorräten liegt, das wird doch eben einmal verbraucht sein. Und dann kommt jene Zeit, die das Alkoholelend in Amerika nur noch als Erinnerung kennt. Wären wir doch in unserem Lande auch schon so weit!

Individualismus.

Wir haben das Gefühl, daß Amerika das Land der Massenfabrikation, der Massensuggestion und der Massenbehandlung sei. Eine Reise durch Amerika zeigt uns in frappanter Weise das Gegenteil. Amerika ist durchaus das Land des Indi-

bidualismus, und darin liegt das wunderbare. Jeder einzelne kann sich ausleben, wie er will, kann im Restaurant sein Menu auswählen, wie er will; selbst im bescheidensten Lunchroom und in all den Fabrik-Cafeterien ist eine reiche Auswahl an Speisen, von denen jeder nimmt, wie es ihm paßt. Es ist das fabelhafte, daß man trotz der ungeheuren Menge das Prinzip des Individuellen doch noch durchführen kann. Wir finden das gleiche Prinzip auch in der Spitalpflege und in vielem anderem. Es hat auf mich einen großen Eindruck gemacht, wenn uns Fabrikanten erzählten, sie halten mit ihren Angestellten von Zeit zu Zeit Versammlungen ab, in denen jeder Einzelne seine Kritik anbringen kann. Meistens kommt dabei sehr wertvolles für den Fabrikbetrieb heraus.

Wenn jemand behauptet, der Amerikaner sei selbstsüchtig und schaue nur für sich, dem rate ich an, einmal einen Taxi zu nehmen und durch die dichtbelebten Straßen Newyorks zu fahren. Er wird dann allerlei Erfahrungen und Beobachtungen machen können, vor allem sieht er, welch wunderbare Ordnung trotz dem Chaos besteht. Diese Ordnung kann nur aufrecht erhalten werden, weil ein jeder dem andern Rücksicht trägt. In sechs Reihen fahren die Autos, drei Reihen hin, drei Reihen her. Wenn der Arm des Polizisten „stop!" befiehlt, halten Straßenbahnen, Omnibusse, alle die vornehmen Autos. Kein Auto darf der Straßenbahn vorfahren, wenn sie hält, damit die Insassen ruhig aussteigen können, um Unglücksfälle auszuschließen. Die Autoführer werden eisern streng behandelt. Fast immer erhält der Autoführer in Straffällen Unrecht und wird sehr streng bestraft. Auf leichtsinnigem Fahren steht

Todesstrafe. Die Geldstrafen sind sehr hoch. Die Polizei besitzt eine Reihe von Motorvelos, mit denen sie die Schnelligkeit der Autos kontrolliert und die Führer zur Strafe bringt. Es ist nur so möglich, daß in einer Weltstadt wie Newyork eigentlich so wenig Unfälle passieren. Wenn man dabei die Anarchie in unserem schweizerischen Straßenverkehr sieht und die oft rücksichtslose Autoraserei, dann begreift man die Autogegnerschaft, die in Amerika nicht besteht. Wir haben kürzlich in Newyork ein rührendes Bild beobachtet. Ein junger Mann mit Krücken wollte über die breite fünfte Avenue. Der Polizist, der dies sah, hielt alle Omnibusse und Autos auf und der arme Mann konnte ungehindert langsam die Straße überqueren. Mit einer freundlichen, sicheren Ruhe gebietet der Polizist über die Straße, und wehe jedem, der nicht gehorcht!

Dieselbe ruhige und sichere Organisation findet sich auch im Subway (Untergrundbahn), wo der ungeheure Verkehr glatt abgewickelt wird. Beim Eingang wirft man seine 5 Cents (25 Rp.) in einen Kasten und eilt zum Perron, wo man den ersten, vorüberfahrenden Wagen besteigt, dessen Türen sich automatisch öffnen und schließen. Scheint auch der Wagen bepackt voll, so werden immer noch neue Passagiere hineingesteckt, gepreßt, gepfercht, und lautlos fügt sich die Menge. Für jede Richtung sind besondere Ein- und Ausgänge vorhanden, sodaß man genau weiß, wo man up- oder downtown einsteigen muß (Stadtauf oder -ab).

In den ersten Tagen des amerikanischen Aufenthaltes hat man ein förmliches Grauen vor diesen unterirdischen Eisenbahnen und glaubt, es sei unmöglich, sich zurechtzufinden. Aber schon nach kurzer

Zeit orientiert man sich leicht; allerdings sind die meisten amerikanischen Städte, besonders Newyork, so gebaut, daß jeder sich sofort zurechtfinden kann. Natürlich ist es trotzdem nicht ausgeschlossen, daß man irgendwo in einen Sub einsteigt und an einem ganz andern Orte herauskommt, als beabsichtigt. Dann besteigt man ruhig einen Omnibus oder einen Straßenwagen und kommt doch an sein Ziel.

Wohl am langweiligsten sind die Ferryboote, die den Verkehr über den Hudson vermitteln. In diese sehr breit gebauten Boote geht alles hinein, Passagiere, Vieh, Pferdefuhrwerke, Luxusautos und Lastwagen. Man fährt hinein, lautlos gleitet das Boot über den Fluß, und bevor man gemerkt hat, daß das Boot fährt, ist man fast drüben. Manchmal ist der Andrang auf diese Boote so stark, daß man eine Viertelstunde und mehr auf die Ueberfahrt warten muß. Aber offenbar rentieren die Ferryboote gut, sonst wären schon lange Brücken gebaut worden.

Man hat auch noch anderweitig Gelegenheit, die Geduld des Amerikaners zu bewundern. Man kann ihn in langer Reihe anstehen sehen, schön zu zwei und zwei, und stundenlang auf ein Billett, das Oeffnen eines Einganges usw. warten. Wenn auch der Amerikaner im ganzen sehr flink ist, so ist es doch das erste, was man hier lernt, zu warten.

Der Amerikaner ist unglaublich g e d u l d i g, trotzdem überall zu lesen steht: „Zeit ist Geld!"

Eine weitere hervorragende Eigenschaft der Amerikaner ist ihre V e r t r a u e n s s e l i g k e i t. Man glaubt an die Ehrlichkeit der Leute, und erst, wenn sie einem das Gegenteil bewiesen haben, richtet man sein Verhalten anders ein. Auch wir haben

dieses Vertrauen mehr als einmal an uns selber erfahren beim Eisenbahnfahren, auf der Straße und in den Hotels. Zwei Beispiele sind bezeichnend. Ich habe mit meiner Begleiterin zusammen mit der ganzen Swiß Mission während zirka vier Tagen im Hotel Mc Alpin gewohnt und blieb dann noch weitere acht Tage dort, als die Reisegesellschaft schon längst weitergereist war. Da die Swiß Mission ihre Reiseangelegenheiten durch die Reiseagentur Cook hatte besorgen lassen, worin auch die Bezahlung der Hotels inbegriffen war, hatte ich meine ersten vier Tage an Cook bezahlen müssen.

Als wir nach acht Tagen dann unsere Rechnung verlangten, war der durch Cook bezahlte Betrag nicht abgezogen worden. Ich war selbstverständlich sehr erschrocken, denn es handelte sich um eine beträchtliche Summe Geldes, und ich fragte mich, wie in aller Welt ich wildfremde Person diesem Hotel nun glaubhaft machen könne, daß ich die ersten vier Tage an Cook geregelt habe, denn ich besaß keine Quittung dafür. Immerhin versuchte ich mein Heil und erzählte der Buchhalterin den Sachverhalt, und als ich fertig war, nahm sie ruhig meine Rechnung, zerriß sie und stellte mir eine neue aus, ohne ein Wort der Gegenrede.

Ein anderes Beispiel: Wir reisten von Newyork ab, waren einige Zeit unterwegs, und als wir wieder zu einem längeren Aufenthalt die Koffer auspackten, entdeckte meine Begleiterin, daß ihr einige Blusen fehlten, die sie nirgends anders als im Mc Alpin in Newyork vergessen haben konnte. Sie schrieb, allerdings mit wenig Hoffnung, einen schönen Brief an die Hotelleitung, und zu unserem großen Erstaunen erhielt sie einige Tage später nicht nur ihre Blusen, sondern noch allerlei

andere Gegenstände zurück, die sie ebenfalls vergessen hatte, ohne davon noch etwas zu wissen.

Wir könnten diese Beispiele noch um viele vermehren, wir könnten erzählen, wie gering die Kontrolle ist im Hotel, in den Bahnen, in den Geschäften, wo man überall Gelegenheit zum Betrügen hätte, wie aber der Amerikaner sich zu stolz dazu fühlt.

Wir finden das uns so wunderbar anmutende Vertrauen aber nicht nur im gesellschaftlichen Verkehr. Es ist die solide Grundlage, auf der auch das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer aufgebaut ist. Wenn man durch die Fabriken wandert und mit den Angestellten spricht, wie wir dies während zirka zehn Wochen getan haben, dann fällt es einem immer wieder auf, welch guter Geist in diesen Fabriken herrscht und wie die Beziehungen zwischen den verschiedenen Gruppen von Arbeitern und Angestellten auf der Basis einer fröhlichen Kameradschaft beruhen. Dies ist die rechte Demokratie.

Es werden in den Fabriken Leute angestellt, die eigens dafür geschult werden, und die nichts anderes zu tun haben, als das persönliche Verhältnis, den Kontakt zwischen dem Fabrikherrn und seinen Arbeitern zu pflegen. Ihre Aufgabe ist es, herauszufinden, wie man den Arbeitern ihre Aufgabe erleichtern kann, wie sie besser zu stellen sind, wie man ihre Heimverhältnisse besser gestalten, wie den Arbeiter vorwärts bringen kann. Der oder die betreffende Angestellte ist zugleich die Vertrauensperson der Arbeiter, die sie um Hilfe ansprechen können, wo sie solche zu haben wünschen.

In vielen Fabriken werden Vereinigungen angeordnet, die regelmäßig zwi-

schen Arbeitgeber und -nehmer abgehalten werden. In diesen Vereinigungen sollen die Arbeiter alles das vorbringen, was sie in der Fabrik gerne geändert hätten. Allerdings muß ein gegenseitiges Vertrauen bestehen, das auch den Ton der Verhandlungen bestimmt. Eine Reihe von Fabrikdirektoren haben uns von ihren guten Erfolgen erzählt und beobachtet, daß 90% der von den Arbeitern vorgeschlagenen Verbesserungen der Fabrik und der Fabrikation selber zugute kommen. Vor allem waren dann auch die systematischen Hetzereien ausgeschlossen, weil Mißverständnisse nicht aufgebauscht werden konnten. Im Anfang wollten allerdings die beruflichen Hetzer ihre Theorien auch hier verfolgen, dann aber nahmen sich die rechten Arbeiter der Sache selber an, indem sie ihre Kameraden zurechtwiesen, so daß sich die Chefs selber nicht mehr zu wehren brauchten.

Ich habe an anderer Stelle bereits erzählt, wie die Arbeiter so viel für einander selbst tun, daß sie Musikkorps unter sich bilden usw., um die Kameraden in der Mittagspause zu unterhalten.

Je mehr ich die Erfahrungen der vergangenen Wochen überdenke, desto klarer wird es mir bewußt, daß Amerika weit bessere Arbeiterverhältnisse hat als wir in der Schweiz, und das rührt nicht zum kleinsten Teil davon her, daß die amerikanische Industrie längst eingesehen hat, daß sie Hand in Hand mit ihren Arbeitern gehen muß, und weil anderseits die Arbeiter in einem starken Vertrauensverhältnis zu ihren Arbeitgebern stehen. Die berufsmäßigen Hetzer finden dadurch viel weniger Eingang und ihre Worte haben keinen Nährboden.

Nicht dadurch kann geholfen werden, daß einzelne Industrien gute Arbeitsbedingungen schaffen, sondern es muß so weit kommen, daß die allgemeine Lebensauffassung das Gerechtigkeitsverhältnis in sich schließt und daß Industrien, welche nicht für ihre Arbeiter sorgen, oder Arbeiter, die nicht zu ihrer Fabrik stehen, der allgemeinen Mißachtung preisgegeben werden.

England.

Liverpool, 26. Nov. 1919.

Stimmung typisch grau in grau. Himmel und Menschen, alles dieselbe, düstere Farbe. Als wir am ersten Abend nach unserer Ausschiffung nach Liverpool wanderten, packte es zuerst Herrn Schwyzer, und wir spürten seine Enttäuschung an verschiedenen Anzeichen. Wir kannten England besser, und so überraschten uns die dürftig gekleideten Leute, die feuchtkalte Witterung wohl weniger. Der merkwürdige Empfang im YWCA-Haus, wo uns zuerst ein schmutziges Dienstmädchen die Türe öffnete und nachher eine alte Lady in schmutziger Jacke und einem alten, kaputen Handtäschchen in der Hand Auskunft gab, drückte die Stimmung noch mehr herab. Die Angestellte auf dem Schweizerkonsulat kannte offenbar amerikanische Freundlichkeit auch nicht und gab uns am Vormittag sehr von oben herab Auskunft, und erst, als ich am Nachmittag auf den Rat von Herrn Schwyzer ihr das Empfehlungsschreiben von Herrn Bundesrat Calonder zu lesen gab, wurde das Benehmen mit einem Schlag liebenswürdiger und sie fragte sehr bereitwillig, ob sie irgend etwas für uns tun könnte. Ich verlangte dann den Herrn Konsul und gab ihm durch sie den Empfehlungsbrief von Herrn Calon-

der mit der Bitte, uns eine Empfehlung an die Seifenfabrik Lever brod. in Port Sunlight zu geben, damit wir dort eher angenommen würden. Ich war mir sehr wohl bewußt, daß wir in den englischen Fabriken nicht ohne weiteres Eingang finden würden.

Wir erhielten dann einen Brief an die Firma, die ein Stadtoffice im Royal Liver Building hat. Dort empfing uns ein alter Herr, ohne es nötig zu finden, aufzustehen, fragte etwas knorrig nach unserem Begehr und beorderte dann einen andern Herrn, uns in Port Sunlight anzumelden und uns zu helfen. Wir verließen möglichst schleunig sein Bureau, weil wir deutlich das Bewußtsein hatten, er sehe lieber unseren Rücken. Aufgefallen ist uns allen dreien die sehr devote Haltung des Untergebenen, dem er ziemlich knurrend seine Befehle gab. Das ist ein anderer Ton als in Amerika! Man merkt recht deutlich, daß man in Europa ist!

Heute Morgen fuhren wir mit der Mersey-railway nach Rockeferry, von wo uns ein hübsches Fabrikauto nach Port Sunlight brachte. Dort empfing uns in dem staatlichen Verwaltungsgebäude Herr Paul, offenbar der Propagandachef. Er gab uns seinen Assistenten mit, der uns die weitläufigen Fabrikanlagen der berühmtesten Seifenfabrik der Welt zeigte.

Wie nicht anders zu erwarten war, sind die Fabrikräume luftig, hell, die Arbeitsmöglichkeiten selbstverständlich gut. Lever brod., besonders der jetzige Chef der Firma, ist berühmt durch seine arbeiterfreundliche Gesinnung und hat für englische Verhältnisse wohl sehr frühe angefangen, für seine Arbeiter dining-rooms und Arbeiterhäuser zu bauen. Wären wir von der Schweiz zuerst nach Liverpool gekommen, so hät-

ten wir wohl große Freude an den großen Eßräumen gehabt, hätten die Küche bewundert und Verständnis für den Ruheraum gezeigt. Wir kommen aber von Amerika, und da haben wir gefühlt, daß wohl Einrichtungen da sind, daß aber der wunderbare Geist, der die Amerikaner beseelt, hier absolut fehlt.

Es waren in der Seifenfabrik sehr viele ganz junge Mädchen von 14 Jahren an beschäftigt neben älteren. Sie alle machten auf uns einen müden, schlampigen Eindruck, die Haare schlecht frisiert, die von der Fabrik gelieferten Schürzen schmutzig, besonders wenn man bedenkt, daß wir uns in einer Seifenfabrik befanden. Wir hatten nachher Gelegenheit, die Mädchen zu ihren Kantinen wandern zu sehen. Eine ganze Anzahl der Mädchen lief auf ganz ausgetretenen, ja zerrissenen Schuhen. Die Mäntel waren schmutzig, unansehnlich. Wenn wir sie bei der Arbeit beobachteten, schafften die Mädchen außerordentlich flink, aber die Arbeit schien mühsam. Da und dort waren die Maschinen unpraktisch, indem sie die Mädchen zwangen, bei jeder Handbewegung aufzustehen und wieder niederzusitzen, hundertmal des Tages. Ich bin überzeugt, durch einen höheren Sitz wäre dem Fehler abzuhelfen. Wenn auch die Firma sagt, daß auch vom Chef angefangen ein jeder Vorarbeiter ein Wohlfahrtsmann sein muß, so ist das sehr gut im Prinzip, wird aber hier kaum durchgeführt.

Uns fehlte die flotte Haltung der Amerikaner, die schmucke, saubere Kleidung, die schönen Schuhe und Strümpfe. Die ganze Haltung der amerikanischen Arbeiter ist selbstsicherer, selbstbewußter und es schien uns oft und wird uns jetzt noch viel bewußter, als ob ihnen die Arbeit wirklich

eine Freude sei. Hier aber ist die Arbeit ein Muß.

Von den Männern ließ sich nicht viel sagen. Wir haben sie weniger beobachtet, weil sie an den Maschinen arbeiteten, wir werden aber später auf sie zurückkommen.

Durch die Freundlichkeit von Herrn Paul konnten wir uns eines der kleinen Arbeiterhäuser ansehen. Sie sind sehr nett eingerichtet, aber sehr klein, passend wohl für zwei alleinstehende Frauen, wie die Bewohner dieses Hauses waren. Die Architektur der Häuser ist reizend, aber ich ziehe doch das amerikanische Haus vor, das außen oft schlecht aussieht, aber innen viel schöner und gemütlicher ist. Es werden dort bedeutend schönere Hölzer verarbeitet und bedeutend mehr Wert auf die innere Ausstattung gegeben, als in dem bescheidenen Häuschen von Port Sunlight zu sehen war. Die Häuser sind auch alle sehr niedrig gebaut, sehen fast wie Puppenhäuser aus. Allerdings ist die architektonische Anlage sehr schön. Wenn wir es also fertig bringen, die englische Architektur und die amerikanische Innenausstattung zu vereinen, so haben wir unser Ziel am besten erreicht.

Wir nahmen inmitten der hübschen Gartenstadt in einem von außen außerordentlich nett aussehenden Hause, einem sog. „Inn", unser Mittagessen ein. Die Innenausstattung des Eßraumes war gemütlich und nett, mit einem Kaminfeuer in einer Ecke. Weniger anheimelnd war der Tisch. Tischtuch, Bestecke und Teller waren schmutzig, so daß wir uns wirklich zum niedersitzen zwingen mußten. Die Mahlzeit selbst war nicht schlecht zubereitet, wenn nur alles etwas sauberer gewesen wäre! Offenbar ist das Haus ein Boardinghouse und gehört wahrscheinlich zur Fabrik.

sollte aber unbedingt nach unseren Begriffen besser geführt werden.

Wir gingen dann zu Fuß zur Bebington-Station, um nach Liverpool zurück zu fahren. Auf dem Perron sahen wir eine Menge Arbeiter in ihren Arbeiterkleidern. Wir frugen einen alten Mann, wo diese Leute wohl arbeiten und erhielten die erwartete Antwort, es seien Arbeiter von Port Sunlight. Welch ein gewaltiger Unterschied zwischen dem amerikanischen Durchschnittsarbeiter und diesen schlecht aussehenden, blassen Männern mit ihren entsetzlich schmutzigen und oft zerfetzten Kleidern! Offenbar gehen sie direkt mit den Arbeitskleidern nach Hause, ohne sich irgendwie umzuziehen oder nur zu säubern. Einer von den Männern hatte furchtbar entzündete Augen, die man in einer amerikanischen Fabrik, wie wir sie besucht haben, sicherlich nicht geduldet hätte! Dort ist stets der Arzt zur Stelle, der für solche Sachen sorgt. Die Männer machten alle einen traurigen, trüben Eindruck auf uns. und wenn ich mir auch sagen mußte, daß der englische Arbeiter in der Regel schlecht gekleidet ist, schlechter als es sein Einkommen zulassen würde, so muß man doch sagen, daß es einen geringen Grad von Selbstbewußtsein darstellt, wenn die Menschen sich so schmutzig und verwahrlost auf der Straße zeigen.

Es ist derselbe Eindruck, den man überhaupt hat, wenn man durch die Straßen Liverpools wandert. Man sieht so viele blasse, verhärmte Gesichter! Ist es wohl nur der Krieg, oder sind es die Lebensverhältnisse in England überhaupt? Wohl erinnere ich mich, daß ich vor Kriegsausbruch in Liverpool die schmutzigsten Frauen gesehen habe, und jetzt können die Verhältnisse ja nicht besser sein. Ist es ein

Wunder, daß sich diese Menschen aus diesen Verhältnissen heraussehnen und Revolution machen wollen, wenn sie neben sich die dicken Pelze und die eleganten Frauen mit ihrem Reichtum an Brillanten sehen müssen, die übrigens in den Hallen der Hotels rauchen wie die Türken und flirten, wie man es früher auf den Straßen sah. An einem Abend waren wir in einem Kino, in Erinnerung an die netten movies von Amerika, die einem wirklich einen vergnügten Abend verschaffen konnten. Welch ein Unterschied zwischen diesem Kino und den amerikanischen! Das erste Stück handelte von zwei total betrunkenen Subjekten, die nebenbei noch Raubritter schlimmster Sorte waren. Das Publikum hatte leider seine Freude an den beiden Kerlen. Uns gefielen beide, Vorstellung und Publikum, gleich schlecht. Damals hatten wir den ersten Eindruck, wie degeneriert eigentlich Europa ist! Was hilft all' die Erziehung, die jahrhunderte alte Kultur eines Landes und eines Volkes, wenn die überwiegende Mehrzahl des Volkes, der Arbeiterstand, so niedrig gehalten ist? Wenn schon die Arbeiter einer fortschrittlichen Fabrik, die so viel in sozialer Beziehung tut, so miserabel aussehen, wie müssen dann erst die Arbeiter in der als schlecht bekannten Baumwollindustrie dran sein!

Die drei vergangenen Tage haben uns traurig gemacht und haben uns Amerika in noch hellerem Lichte erscheinen lassen. Es ist das gelobte Land für alle niedrig Geborenen, denn dort können sie emporsteigen aus der Misere ihres Daseins. Was hilft es, wenn einzelne Intellektuelle zur höchsten Kultur emporsteigen, das Volk aber arm und unwissend bleibt? Es ist das Bestreben der Amerikaner, wie uns Dr. Bucher in Cincinnati erzählte, daß

sie einen guten Durchschnitt haben. Der hochintelligente Mensch kommt dabei zu kurz im Gegensatz zu europäischer Kultur. Es wird mir absolut bewußt, wie wichtig der in Boston geäußerte Lehrsatz ist, daß zuerst ein gesunder Körper vorhanden sein muß und dann erst der Geist geschult werden kann! Nicht umsonst verlangt die Harvard-Universität in Cambridge von jedem Studenten die Ausübung eines Sportes. Was hilft alle Bücherweisheit, wenn der Körper krank ist? Wenn man nur daran denkt, welche prachtvolle Zahnpflege die Amerikaner haben! Nirgends, auch nicht in den Straßenbahnen, subways usw., sieht man Leute mit kranken oder fehlenden Zähnen. Haben sie nicht mehr ihre eigenen, so haben sie doch ganz ausgezeichneten Ersatz. Und hier in Liverpool! Es fällt uns direkt auf, wie viele Leute herumlaufen mit kranken Zähnen, mit zahnlosem Mund, selbst ganz junge Menschen! Wie unsorgfältig und unsauber der Einzelne oft aussieht! Durch eine lückenhafte Zahnreihe wird dieser Eindruck noch bedeutend verschärft. Die Leute halten nichts auf sich selber und pflegen ihren Körper nicht. Sie haben kein richtiges Gefühl für Sauberkeit.

Manchester, am 28. November 1919.

Besuch in der Kettenfabrik von Hans Reynald, einem Schweizer.

Wir haben hier zu unserer größten Erleichterung wieder eine Fabrik nach amerikanischem Muster gesehen mit Anstellungs-Departement und zwei Personen für die Wohlfahrtsüberwachung, einer Dame für die weiblichen und einem Herrn für die männlichen Angestellten. Die ganze Fabrikanlage ist schön, hat luftige und helle Räume, große Sauberkeit, bequeme Stühle

für die weiblichen Angestellten, die zahlreich vertreten sind, auch an den Maschinen. Wir wurden auf die Fußschemel aufmerksam gemacht, die den Frauen hingestellt wurden, wo es nötig war, d. h. wo ihre Füße den Boden nicht erreichten. Die Arbeiter und Arbeiterinnen sahen viel besser aus als in Port Sunlight und wir konnten auch einen netten Verkehrston zwischen den Angestellten selbst beobachten.

Was uns ganz besonders gefiel, war eine uns vorzüglich scheinende Einrichtung, die Schule für die Kinder von 14 bis 17 Jahren, hauptsächlich für die Mädchen. Rehnold beschäftigt zirka 130 junge Mädchen, die oft gleich nach Schulaustritt in die Fabrik eintreten. Diese Mädchen werden in Klassen von 20 Kindern zusammengenommen und erhalten jede Woche einen Tag Unterricht in allem möglichen: Rechnen, Schreiben, Buchstabieren und, was uns ganz besonders gefiel, N ä h e n. Eine Stunde war reserviert für Unterricht nach eigener Wahl.

Da den Kindern der Unterricht in der Arbeitszeit gegeben wird und sie den gleichen Lohn erhalten wie für ihre Arbeit, kommen sie vorwiegend gern in die Schule und haben so sicher auch bessere Resultate zu verzeichnen, als wenn sie gelangweilt und widerstrebend dasitzen würden. In den Nähstunden sollen sie einfache Näharbeiten und vor allem flicken lernen. Später soll der Nähschule auch der Kochunterricht angegliedert werden. Wie man uns erzählte, wird diese Fabrik ganz nach amerikanischen Prinzipien geleitet.

London, 4. Dez. 1919.

Besuch bei Miß Kelly, Marshall & Shelgrove, London, und Debenhams, Ltd., London.

Miß Kelly, sehr intelligent und gut aussehend, führt uns mit einer andern Dame zusammen, mit der sie das Wohlfahrts-Departement besorgt. Sie hat auch die Anstellung in Händen für die Mädchen unter 17 Jahren, die andere Dame für die über 17 Jahre. Sie ist seit 16 Jahren in der Wohlfahrtsarbeit, die auch, wie bei uns, mit dem Kantinen-Werk begonnen hat. Ihre Ansicht ist, daß der richtige Weg zu den Arbeitern durch die Kantinen geht. Man sollte unbedingt ein Komitee der Arbeiterinnen haben, die sich

1. mit den Kantinen befassen;
2. Unterhaltungen organisieren.

Sodann hat die Leiterin der Wohlfahrtsabteilung die Pflicht, mit der einzelnen Arbeiterin zu reden, wenn sie zu langsam arbeitet, zu wenig verdient im Stücklohn.

Sehr oft sind die Heimverhältnisse an der Arbeitsunlust schuld. Wo es fehlt, kann nur eine Frau herausfinden; einem Manne wird nie alles erzählt.

3. sollte die Gesundheit beobachtet werden. Arzt- und Pflegehilfe im Geschäft ist nötig.

4. Kantine mit Abgabe von Essen. Nach Feierabend erhalten die Arbeiterinnen, die einen weiten Heimweg haben, gratis Tee mit Brötchen. Miß Kelly antwortete auf unsere Frage, diese Einrichtung habe sich sehr gelohnt.

Durch Empfehlung von Miß Kelly kamen wir zu Miß Harrison, School of Economics (Volkswirtschaftsschule), Clare Market, London W. C. 2, die der Universität

von London angegliedert ist. Miß Harrison erzählte uns, daß sich die Notwendigkeit gezeigt habe, die Frauen, welche sich der Fabrikwohlfahrt widmen, besser zu unterrichten, damit sie die Arbeiterprobleme und auch die Geschichte der Arbeiterbewegung besser kennen. Aus diesem Grunde wurde der Universität die oben genannte Schule angegliedert, welche theoretischen Unterricht in allen diesen Fragen erteilt. Miß Harrison gibt die praktischen Stunden. Sie selber war lange Zeit Wohlfahrtsbeamtin, hat aber nur praktische Bildung gehabt. Nun ist sie der Universität als Beraterin beigegeben.

Die Studentinnen werden auch in Fabriken gesandt, damit sie dort mit den Wohlfahrtsbeamtinnen arbeiten. Wir erfahren durch Miß Harrison, daß man in England zumeist mit dem Kantinenwerk begonnen habe und daß sie fühlten, es müsse mehr geleistet werden, damit mehr Geistiges in ihre Arbeit hineinkomme. Die „Welfare-Worker" haben sich zu einer Vereinigung zusammengetan, die sich „Central Association of Welfare-Workers" nannte und seit ganz kurzem ihren Titel in „Welfare-Workers Institute" umgetauft haben.

Sie haben zwei Arten von Mitgliedern: 1. solche, die ihre ganze Zeit für die Fabrikwohlfahrt verwenden, und 2. solche, die sich nur dafür interessieren. (Aktive und Passive.) Unter letzteren sind die Arbeitgeber. Momentan nimmt auch eine Schwedin den Kurs an der Universität, der ein Jahr gedauert hat, sich nun aber auf zwei Jahre erstrecken wird.

Kürzlich war auch eine Französin bei Miß Harrison, eine Mademoiselle Carof, 13, Rue Rémilly, Versailles, die gegenwärtig in Frankreich die gleichen Fragen studiert und erzählte, sie habe sehr große

Schwierigkeiten mit den Arbeitgebern, die nichts von Wohlfahrt wissen wollen. Miß Harrison bittet uns sehr, eine Verbindung mit dieser Dame zu suchen, was wir gerne versprechen. Wir regten bei Miß Harrison die Gründung einer internationalen Organisation an, die über die verschiedenen Probleme von Zeit zu Zeit diskutieren kann. Miß Harrison hat ebenfalls eine sehr lange Praxis und viel mit Miß Kelly zusammengearbeitet. Sie telephoniert dann an Miß Boyfey, Adamstreet 11, Adelphi, London, beim Strand, die uns am Nachmittag sprechen will. Sie ist die Generalsekretärin für England.

Miß Boyfey hat uns dann die ganze Organisation noch weiter erklärt. Die Vereinigung hat zirka 1000 Mitglieder. Jede Klasse zahlt einen Beitrag, die erste 3 Guinees, die zweite 1 Guinee. Miß Boyfey fragte uns, ob sie uns als Verein zu ihren Mitgliedern aufnehmen dürfe, was wir sehr gerne bejahten und den Beitrag von einer Guinee bezahlten.

Auch Miß Boyfey ist der Ansicht, daß ein Wohlfahrtsbeamter eine höhere Position haben muß, als ein gewöhnlicher Angestellter. Sie erzählte, sie selbst sei an einem Orte gewesen, wo sie und ihre Anordnungen nichts gegolten hätten und wo der Direktor direkt zuwiderlaufende Befehle gegeben habe. Es sei einfach nicht gegangen.

Unser Vorschlag einer zeitweisen, internationalen Vereinigung fand freudigen Beifall.

Auch Miß Boyfey vertritt den Standpunkt, die Welfare-Workers müssen absolut gut geschult sein und eine gewisse Repräsentationsfähigkeit besitzen. Auf jeden Fall darf der Arbeiter nicht das Gefühl haben, daß nur eine neue Person da

sei, seine Bürde zu erhöhen, sondern sie muß das Vertrauen der Arbeiterschaft in vollem Umfange genießen und entsprechend arbeiten. Sie hofft, daß durch die letzten Unruhen in England die Unternehmer einsehen, daß sie nicht nur das Mindestmaß der Gesetze einhalten, nicht nur alles aus dem Arbeiter herausholen können, sondern ihn auch menschlich behandeln müssen. Sie erzählt uns, daß kürzlich ein Herr als W. W. (Welfare-Worker) in England angestellt worden ist mit einem Gehalt von 1100 Lst. jährlich, macht 27,500 Fr. Das beweist, wie wichtig ein solcher Posten ist, der nicht als Nebenamt, sondern als Hauptsache behandelt werden muß.

Wie erwähnt, begannen die englischen Wohlfahrtsabteilungen auch mit Kantinen, wie wir, aber mit dem Unterschied, daß bei ihnen erst das Werk und dann der Zusammenschluß in einen Verband erfolgte. Durch die Kantinen und die dort essenden Arbeiter sahen die Wohlfahrtsbeamten die Notwendigkeit zur Verbesserung von Arbeitsräumen, Ventilation, Aborten und anderen hygienischen Verhältnissen. Die dritte Stufe war, daß auch sie mehr auf geistigem Gebiete zu wirken wünschten. Sie nahmen sich zuerst der Jugendlichen an und verlangten von einer Fabrik, daß jeder eintretende Junge nach zwei bis drei Jahren Arbeit die Möglichkeit haben müsse, eine höhere Stelle bekleiden zu können als beim Eintritt. Ein jeder habe das Recht auf Aussicht zum Vorwärtskommen, nicht daß einer mit zwanzig Jahren noch die gleiche, kleine Teilarbeit machen müsse, wie mit 16. Er müsse mehr lernen können.

Dann wollten sie nicht nur für die Arbeiter als Arbeiter sorgen, sondern für die

Menschen in den Fabriken. Miß B. sagt: Die englischen Gesetze sind recht gut, wir wollen sie aber besser.

Die Wohlfahrtsdame hat meist die Anstellung der Leute in ihren Händen. Auf jeden Fall sollte sie es, nach Ansicht der Engländerin, damit sie ihre Leute so auswählen kann, daß sie den richtigen Geist mitbringen. Sie muß auch in anderer Beziehung der Vertreter des Prinzipals sein, unabhängig und verantwortlich. Wenn man nicht direkt ins Herz der Fabrik geht und nur äußerliche Arbeit tut, ohne das Volk selbst zu heben, so sagen die Arbeiter: „Es ist nur ein anderer, der uns ausbeuten will," und werden mißtrauisch.

Es wurden Clubs für junge Mädchen gegründet von den Fabriken aus. Man kam aber wieder davon ab. Die Fabriken gewannen zu viel Macht. So machte man die Clubs unabhängig, sodaß nicht Schwierigkeiten entstehen konnten zwischen Familiengliedern, die verschiedene Fabriken besuchten. Auch konnte so der Fabrikherr den Club besuchen, ohne daß er der Herr war, er war ein Mensch, wie alle andern auch.

Die engl. Wohlfahrtsvereinigung hat beim Parlament eben ein Gesetz durchgebracht, daß der Fortbildungsunterricht der jungen Mädchen bis zum 18. Jahre obligatorisch sein müsse. Sie hat ferner Werkstatt-Komitees gegründet, in denen der Leiter der Fabrik und die Arbeiter zusammenkommen und über die Führung der Fabrik sprechen zur Förderung des gegenseitigen Verständnisses.

Man kann wohl den Wunsch haben, zu helfen, wenn man aber nicht die Fragen studiert hat, kann man gleichwohl den falschen Weg gehen und mehr verderben als nützen.

Das Welfare Workers Institut hatte zuerst nur Lokalkomitees in den größeren Städten und hat erst seit kurzem sich zu einer nationalen Vereinigung zusammengetan, die ihren Sitz hier in London hat. Es besteht in London daneben noch ein Lokalkomitee, doch arbeiten beide getrennt. In den lokalen Klubs kommen die W. W. („Welfare-Worker") regelmäßig zusammen und besprechen die Probleme, die sich ihnen stellten. England hat kurz vor dem Kriege begonnen mit der Welfare-Arbeit, wurde in der ersten Kriegszeit davon abgelenkt und setzte in den letzten zwei, drei Jahren mit vermehrter Aufmerksamkeit wieder damit ein.

Wir erhielten eine gute Einführung in das „Home-Office" der englischen Regierung (Volkswirtschaftsdepartement). Wir wurden in dem Home-Office, dem alle Industrien unterstellt sind, von Miß Martindale, H. M. Senior Lady-Inspector of factories, Whitehall, London S. W. empfangen.

Nach ihren Mitteilungen wurden während dem Kriege eine Reihe von gesetzlichen Bestimmungen erlassen, welche industrielle Wohlfahrt betrafen. Darin mag die englische Gesetzgebung am weitesten gehen, daß sie Gesetze und Vorschriften erläßt, wo z. B. in der Schweiz und in Amerika alles freiwillig gemacht und dem guten Willen der Industriellen anheimgestellt werden muß. (Judge Brandeis.)

Es ist interessant, daß die Engländer nach einigen Jahren Erfahrung zu denselben Resultaten kommen, wie sie uns das Gefühl diktierte, nämlich, daß man nur gut vorbereitete, intelligente, gebildete Leute im Wohlfahrtsbetrieb beschäftigen soll und kann.

Die Londoner Tage haben sich uns noch als sehr fruchtbar erwiesen, indem sie uns in Verbindung mit den englischen Frauen brachten, welche die Arbeiterwohlfahrt zu ihrer Lebensaufgabe machten.

Paris, den 7. Dezember 1919.
Sonntag.

Unsere letzte Meerfahrt liegt hinter uns! Gestern Samstag abends 8 Uhr verließ unser Zug die Waterloo-Station von London und führte uns nach Southampton, von wo wir die Fahrt über den Aermelkanal antraten. Es geht heimzu! Herr Schwyzer, Frl. Wild und ich gehören wohl zu den letzten, die sich von der Schweizer Studienreise, welche am 27. August begann, noch unterwegs befinden. Wir freuen uns alle drei aufs Heimkommen. In Southampton war englische Paß- und Zollrevision, die sehr glatt vonstatten ging. Wir waren beinahe die ersten, welche die „Normannia" bestiegen, die uns über den „Bach" bringen sollte. Sie sah sehr sauber und schmuck aus und wir hofften, sie werde uns gut aufnehmen und nicht allzu unsanft in den Schlaf wiegen.

Man konnte auf dem Schiffe, das unsere an die Ozeanriesen gewöhnten Augen sehr klein fanden, noch einen späten Imbiß genießen, um sich für die Ueberfahrt zu stärken. Wir haben das leider verschmäht und es nachher büßen müssen! In London war uns infolge der wenig einladenden Tischtücher am Samstag abend jede Lust zum Essen vergangen, sodaß wir nicht viel mehr als einige Süßigkeiten im Magen hatten, und das rächte sich bitter.

Es war Vollmond und die Wolkenfetzen jagten sich, von einem starken Winde getrieben. Hie und da kam ein kalter Regenschauer, dann war's wieder sternenklar.

Wir blieben noch lange auf Deck, um die Ausfahrt mitanzusehen.

Das Schiff war bis jetzt ruhig der Insel Wight entlanggefahren. Wir sahen vor dem Hinuntersteigen noch die Lichter des Leuchtturms am Südende der Insel und auf der andern Seite der Bucht diejenigen von Portsmouth: Wir näherten uns dem offenen Meere, also rasch ins Bett!

Es wurde eine sehr schlimme Nacht. Wir hatten Westwind und das kleine Schiff wurde hin und her geworfen, sodaß man in seinem Bette tatsächlich von einer Seite auf die andere gerollt wurde. Der Kanadier hatte richtig prophezeit: „Wir werden etwas „rollende" See haben." Von Schlafen war natürlich keine Rede, und wir waren froh, als das Schiff am Morgen in den Hafen von Le Hâvre einfuhr. Beim Frühstück trafen wir unseren Reisekameraden, der uns auf unser Befragen nach der vergangenen Nacht antwortete: „Ich habe nie recht gewußt, ob's mir oder meinem Kabinengenossen so miserabel sei!"

In Havre war französischer Zoll für das Handgepäck und Paßvisitation, dann konnten wir den Pariser Zug besteigen, wo wir versuchten, einen Teil unserer verlorenen Nachtruhe wiederzugewinnen, aber mit schlechtem Erfolg. Nach langer Fahrt tauchten die ersten Vororte von Paris auf. Endlich hielten wir, mittags 12 Uhr, in der „Gare St. Lazare".

Wir wurden von einem alten Freunde von mir erwartet, welcher uns auch die Billets zur Weiterfahrt am Abend besorgt hat. Nach einem guten Mittagessen besorgten wir die Verzollung, die recht gnädig ablief, und bemühten uns, unsere elf Gepäckstücke nach dem „Gare de Lyon" zu transportieren. Nicht nur, daß der Taxi-

Mann erklärte, er könne alles sehr gut auf einen Wagen nehmen, (es waren drei Kabinen-Koffer dabei) er packte auch noch meine zwei Begleiter mit in den Wagen und langte wirklich wohlbehalten mit allem am Bestimmungsorte an!

Paris hat offenbar unter der Kriegszeit gelitten. Momentan herrscht hier infolge des Kursrückganges große Not an Silbergeld und man erhält die Bruchstücke auf fünf Franken nur in Marken ausbezahlt, die für uns natürlich wertlos sind.

Privat- und Hotelzimmer sind außerordentlich schwer zu bekommen und sehr teuer, weshalb wir denn auch vorzogen, ohne einen längeren Aufenthalt in Paris heimzureisen. Es zeigt sich bei uns offensichtlich eine gewisse Reisemüdigkeit. Wir sitzen auch bereits im Nachtzug und warten auf das Zeichen der Abfahrt, das in einigen Minuten ertönen wird. Die letzte Etappe unserer schönen Amerika-Reise ist gekommen, morgen früh sind wir wieder auf Schweizerboden.

Kilchberg, 8. Dezember 1919.

Schweizerluft, Schweizerboden, Schweizerschnee! Unser „Königsbote" würde seine Freude daran haben!

Das unangenehmste war schon die Verzollung in Pontarlier, wo uns all' unser Silbergeld bis auf zehn Franken abgenommen wurde, auch die Schweizermünzen, wogegen wir einige wenig wertvolle, blaue Papierli erhielten. Von den Koffern mußten wir zum Glück nur die kleinen öffnen. In Verrières ging's rasch. Dort ist ja auch wieder Schweizerboden, und wir hatten das beruhigende Gefühl von „Gerettetsein". Unsere beiden Kabinenkoffer sind nämlich etwas altersschwach und reisemüde geworden. Ohne das dicke Seil, das uns

der Schweizerportier im First Avenue Hotel in London zur Sicherung gegeben hat, würden sie beim ersten, schiefen Blick eines mißtrauischen Zollbeamten rettungslos auseinandergefahren sein. In Solothurn mußten wir uns trennen. Unser Kleeblatt, das durch die Mutter von Frl. Wild, die uns bis hierher entgegenreiste, noch rasch zum Vierblättrigen angewachsen ist, fiel auseinander. Doch: der Vierklee bringe uns Glück!

Am Bahnhof Zürich herzlicher Empfang mit Blumen und lieben Worten! Man packt mich mitsamt meinen Gepäckstücken, wobei sich auch ein seit Newyork mitgeschleppter Phonograph befindet, in einen Taxi, und endlich fahre ich die wohlbekannte Strecke nach Kilchberg und freue mich, meine blumendurchduftete Klause nach fünfzehn Wochen Abwesenheit wieder zu betreten. Eine Stunde später klingt aus dem Phonographen das amerikanische Soldatenlied: „There's a happy time coming, when the boys come home!"

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 112385270

Aktiengesellschaft
Jean Frey
Zürich